



GÖTTE'S GARTENHAUS IN WEIMAR.

Weimar's Klassische Stätten.

Ein Beitrag
zum Studium Goethe's
und unserer klassischen Literatur-Epoche.

Von

Robert Springer.

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

Mit einem Titelbilde:
Goethe's Gartenhaus in Weimar.

Berlin 1868.

Verlag von Julius Springer.

Monbijouplatz 8.

ISBN 978-3-642-50519-5 ISBN 978-3-642-50829-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-642-50829-5
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1868

Inhalt.

	Seite
Auf der Thüringischen Eisenbahn	1
Die klassischen Stätten:	
Öhmannstedt	9
Tiefurt	34
Der Park	52
Das Euphrosyne-Denkmal	67
Goethe's Gartenhaus und Garten	75
Das grüne Schloß	89
Schiller's Haus	108
Die Fürstengruft	114
Ettersburg	127
Belvedere	141
Dornburg	146

Auf der Thüringischen Eisenbahn.

Es war in dem wunderlichen Jahre 1866, als ich von Berlin nach Weimar fuhr. Ein wunderliches Jahr allerdings! denn es war über Nacht Krieg ausgebrochen in Deutschland und überall hörte man nur das eiserne Rascheln des Kriegsbefens; in Preußen vollends sah die Sonne sogar aus wie eine Pickelhaube und die Sterne wie blankgeputzte Montirungsknöpfe und es roch überall nach Salpeter und Schwefel, daß man fast hätte glauben sollen, die Deutschen hätten wirklich das Pulver erfunden.

Ich mußte mich aus verschiedenen Gründen und Ursachen an diesem Kriege theilnahmlos und antheilnahmlos halten; es lag mir, dem Leidenden, vor Allem daran, mich auch dem kriegerischen Lärm zu verschließen und so ging es mir denn wie andern Männern vor mir, die in einer Zeit, wenn der Patriotismus oder die Revolution oder die Kriegswuth oder die servile Begeisterung oder sonst irgend eine Thorheit oder Kinderkrankheit der wunderlichen Menschenfinder überhand nahm, sich dann an irgend ein mühsames oder erheiterndes Studium machten, um den Sinn abzulenken von dem Getöse des Welttreibens oder die sich dann wohl gar, wie Sadi der Perser, in die Wüste flüchteten, die Gesellschaft der Thiere aufzusuchen. So spähte auch ich nach irgend einer Anhöhe, auf die ich mich flüchten könnte, um, wenn der deutsche Einheitskrieg weiter um sich griffe, nicht von österreichischen Kroaten, die uns gewisse Zeitungen ethnographisch geschildert hatten, oder von preußischen Wasserpolacken oder von anderen Menschieten niedgerannt zu werden. Aber das Suchen wurde mir schwer; denn ich hatte niemals den Sinn für ein minutiöses Studium gehabt, um

etwa die chinesische Sprache zu lernen oder als Topfgucker der Natur mit dem Mikroskop mühselig zu ergründen, ob bei irgend einem halb unsichtbaren Gethier die Naselöcher an der Nase oder am Hintertheil sitzen. Da plötzlich kam die denkende Monas in mir auf den glücklichen Gedanken: ich sollte mich — mit Schopenhauer zu reden — aus dem beängstigenden Reiche des Willens in das heitere, isolirte Reich des Intellekts, aus der Weltgeschichte in die Literaturgeschichte flüchten. Das that ich und wählte abermals eben jenen klassischen Abschnitt unserer Literatur und ihrer Geschichte, worin man allein Großes und Edles finden kann. Vieles aber erschien auch jetzt meinem geistigen Auge nur schemenhaft und ich wurde gewahr, daß mir zum vollen Verständniß jener Zeit die Anschauung der Stätten fehlte, zu welchen ich mich schon immer, je tiefer eindringend in das Studium, desto inniger gesehnt hatte. Und so beschloß ich, mich ganz in die Zeit und in die Lokalitäten zu versetzen, wo die großen Genien der deutschen Literatur ihre unsterblichen Ideen gedacht, dictirt und niedergeschrieben haben. Ich erinnerte mich wohl des Vorwurfs, den der Engländer Lewis den deutschen Goethe-Biographen Viehoff und Schäfer macht: sie hätten nicht einmal Weimar gesehen und hätten über Goethen geschrieben, wie sie etwa über Cicero schreiben könnten. Daß aber jedes Verständniß durch Anschauung geklärt und befestigt wird, daß man den Cicero, den Horaz und den Tacitus unter den Trümmern des Forums besser begreift als auf der Schulbank eines Gymnasiums, daß man überhaupt den Geist eines Werks in der Werkstätte des Künstlers und eine Epoche auf ihrer natürlichen Scene am leichtesten zum eigenen Bewußtsein bringt: das unterliegt keinem Zweifel. Goethe gesteht, daß er die Gesänge des Homer erst auf südeuropäischem Boden und unter südlichem Himmel recht verstanden habe, daß es keinen besseren Commentar dazu geben könne, als diese lebendige Umgebung.

In ähnlichem Orange nach lebendigem Verständniß war ich einst nach Rom gegangen, um den Raphael Sanzio zu studiren im Vatikan und war ein ander Mal zu Fuß von Berlin nach Paris gereist, um die Stätte der großen französischen Revolution zu sehen und den Platz, wo der gute König Louis den Kopf verlor. Und beide Male war ich durch Weimar gekommen, ohne mich auch nur dort umzuschauen. Denn damals kannte ich Goethen nur wenig und liebte ihn gar nicht. In Paris aber hatte ich bei einem Büchertrödler am Quai d'Orsay zufällig eine Großquart-Ausgabe der Goethe'schen Werke erstanden und ließ nun in meinem Stübchen in der Rue de Courcelles neben dem

Hotel der dicken Königin Christine die Wahlverwandtschaften und den Wilhelm Meister und allmählig den ganzen Goethe und seitdem habe ich ihn wieder und immer wieder und diurna nocturnaue manu gelesen und jedes Mal, wenn ich ihn las, erging es mir wie ihm, wenn er den Spinoza gelesen: es kam der Geist des Friedens über mich und eine selige Ruhe und Erhebung. Und das wissen alle die Goethe-Verehrer — ich meine nicht die Unzahl derjenigen, die für ihn schwärmen und nebenbei jedweder Brutalität das Wort reden können, nicht die abergläubigen Knechte der Gegenwart, die sich bloß durch ihre ästhetischen Phrasen und ihren Klingklang von Philosophie und Tyrannei unterscheiden von dem banausischen Hornvieh und von den Leuten, deren Seelen auf der Heerstraße laufen und die an Jesum Christum und an die Kanonen glauben; sondern ich meine die viel kleinere Zahl seiner wahren Jünger, die aber doch über beide Hemisphären verbreitet sind: diejenigen nämlich, welche als die Verschworenen für die bessere Zeit gelten können und welche nicht sagen „Goethe“ und „Schiller“, wie man sagt „Kückert“ oder „Uhlant“ oder „Cha-teaubriand“ oder „Walter Scott“, sondern die Goethen und Schiller nennen als die Ueberwinder der Zeiten und Repräsentanten der höchsten Menschencultur. Und wenn ihr uns vorwerfet, wir trieben Ido-latrie, so möget ihr Recht haben; aber ihr sollet uns unsre Götzen lassen und dafür ungestört eure Götter verehren: den alten Frijen oder den Napoleon Buonaparte oder den alten Blücher.

So beschloß ich, wie schon gesagt, eine Reise nach Weimars klassischen, nach Weimars heiligen Stätten.

Und warum sollet wir sie nicht die heiligen Stätten nennen, jene Pfade, in welche sich die Schritte erhabener Menschen eingepreßt haben; jene Haine, in denen Deutschlands größte Dichter und Denker, Schiller und Goethe, Herder und Wieland, in sinniger Betrachtung, Unsterbliches denkend und wirkend geweiht; jene Parks, welche Goethe's Natur- und Kunstfönn geschaffen, mit Monumenten und Inschriften zum Gedächtniß seiner Lieben geziert hat; jene Schlösser, auf welchen Karl August, Amalie und Luise, frei vom Zwange des Hofes, sich eines veredelten Lebensgenusses erfreuten und, erhoben von den Musen, Glück und Freude spendeten; jene Teiche, auf deren spiegelglatter Eisfläche der Dichterstürst unter weltlichen Fürsten mit stahlbesügeltem Fuße dahinschwebte; jene Hallen, welche er mit der frohen Luft erfüllte, die im eigenen Busen des Jünglings-Mannes glühte; jenes einsame Häuschen, wo sich sein Geist zu den Höhen des Olymps emporhob oder sich in

wissenschaftliche Forschungen vertiefte; jene schattigen Bäume, die er, in glücklicher Voraussicht eines gesegneten, stetigen und langen Lebens, selbst pflanzte, deren Wachsthum und Gedeihen er ein halbes Jahrhundert lang mit dankbar gerührtem Blick beobachtete, in deren Kühlung er mit der Weisheit des Greises zurückblickte auf die Zeit der hoffnungsvollen jugendlichen Schaffenslust?

Ja, wir nennen sie die heiligen Stätten. Weimar ist für uns die „erhabene Stadt“; die Elm ist uns der Quell von Siloah, auf dessen Kieseln Könige und Propheten lauschten; die Höhe bei Ilmenau, von welcher Goethe in der Sehnsucht Drang nach Italien blickte, ist uns ebenso theuer wie der Berg Moabs, von dem Moses das Land seiner Sehnsucht erschaute. Und waren diese Stätten nicht stets demjenigen heilig, der in den Werken unserer Dichter Beruhigung, Erholung, Veredelung, Erquickung, Sammlung nach den zerstreuenden und zersplitternden Einflüssen unserer politisch aufgeregten und materiell eingenommenen Zeitläufe gefunden hat? —

Auf der Eisenbahn konnte ich leider dem Kriegsgetöse und Kriegsgespräch nicht entgehen. Es war eine seltsame Gesellschaft, in der ich mich befand. Ein vorlauter Commis bog sich auf der Station Halle aus dem Coupé, um die in Civilkleidern ausgestiegenen Mannschaften zu sehen, die ein Unteroffizier sogleich rangirte und abführte. Der Commis, indem er sich wieder in den Waggon zurückbog, machte eine hämische Bemerkung über Eroberungskriege. „Das haben Sie wörtlich aus Schopenhauer's Welt als Wille und Vorstellung gestohlen;“ entgegnete ich dem vorlauten Menschen, aber eine noch schlimmere Zurechtweisung erhielt er durch den erkältenden Blick einer schwarz gekleideten Dame, die uns gegenüber saß. Diese Dame sah überhaupt erkältend aus und ich sah sie immer zur Kühlung an, wenn es mir bei der Junisonne in dem engen Coupé zu warm wurde. Und als der junge Mensch fortfuhr, sich auf Schopenhauer's Parerga und auf Radenhausen's Ffis zu berufen, um jeden Fortschritt der Menschheit zu leugnen und namentlich auf den Krieg zu schmähen, da fiel ihm ein kleines Männlein in das Wort, das bisher nur gehuftet hatte, wie ein Mann hustet, der gewohnt ist, hinter dem grünen Tisch zu sitzen und auf den Titel „Kanzleirath“ zu warten. „Sie sind ein bloßer Ideologe“, schnob er den Commis an, „und vermögen nicht, den Thatfachen Rechnung zu tragen.“ Und freilich sah das Männlein selber aus wie eine vollendete Thatfache und wie zwei steife, feststehende Thatfachen machten sich die beiden großen Watermörder neben den ha-

geren glatt rasirten Wangen geltend, und zwischen diesen Vatermördern zuckte eine grünlüche Nase ärgerlich hin und her wie eine bewegliche, noch in Frage gestellte Thatsache.

Ich aber mußte dem jungen Schopenhauerianer in Bezug auf den Fortschritt ebenfalls Unrecht geben und ein Argument wurde mir, als mein Blick zufällig auf das Zündnadelgewehr fiel, welches ein Unteroffizier im Hintergrunde des Waggons einer neben ihm sitzenden Landdirne zeigte. „Sie haben Unrecht, den Fortschritt zu leugnen,“ sprach ich mit triumphirender Miene zu dem Commis, während ich dem Thatsachenmann beifällig zulächelte, „Sie haben Unrecht, denn vergleichen Sie doch nur die elenden, schwerfälligen und unpractischen Feuerwaffen, die man noch in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts hatte, mit dem heutigen preussischen Zündnadelgewehr und leugnen Sie dann noch, daß die Menschheit seit zwei Jahrhunderten erstaunliche Fortschritte gemacht hat!“

Als ich aber nach diesen Worten einen zweiten Blick nach dem Hintergrund des Waggons warf und die vollbusige blühende Dirne, die wie die nährenden Mater Natura selbst aussah, mit dem bewaffneten Krieger an ihrer Seite verglich, da bedauerte ich auch, daß dem Menschengeschlecht das üppige und friedliche Lebensbewußtsein verkümmert werde durch Krieg und vorzeitigen Tod. Dann aber, als die Dirne gar am Drücker des Gewehrs spielte, kam sie mir wieder vor wie ein Symbol des allgemein herrschenden Naturgesetzes, wonach blühendes Leben und Vernichtung immer Hand in Hand gehen, und ich versank fast selber in den Pessimismus des Philosophen, dessen Anhänger ich so eben zurecht gewiesen zu haben glaubte.

„Wer wollte den Fortschritt leugnen?“ rief jetzt emphatisch ein alter Herr mit einer blauen Brille, der schon die ganze Zeit wie ein altdeutscher Barde nach Terpentin geduftet hatte, „wer wollte ihn leugnen? sehe ich doch jetzt endlich die große Idee einer deutschen Einheit verwirklicht, die Idee meiner Jugend, die man damals bespöttelte und für die ich gelitten habe.“ Ich sah mir jetzt den Mann genauer an und konnte mir nicht recht klar machen, wo eigentlich jene Idee ge-
fessen, denn sein Kopf schien von der Natur nur so groß angelegt zu sein, damit die Gedankenlosigkeit darin Raum hätte. Sein breiter Hemdtragen und der entblößte Hals verriethen den ehemaligen Jünger der ars tornaria und sein letzter Redesatz, den er mit einem Seufzer hervorgebracht hatte, ließ mich vermuthen, daß er früher als mißliebiger politischer Pionier in irgend einer Kasematte gehaust hatte. So ließ

sich auch der Terpentin erklären, den er vielleicht gegen Rheuma gebraucht. Ich drückte ihm gerührt die Hand.

Der Commis war jetzt verstummt und es entstand eine kurze allgemeine Pause. Ich dachte weiter über die so verschiedenen Ansichten und Meinungen nach und behielt vor Allem den Mann der Thatfachen im Auge. Dabei verglich ich ihn mit einem andern Mann der Thatfachen, der ganz anders ausah: schmerzbäuchig und rothwangig und doppelkönnig, mit einem göttlichen Lächeln und schnalzenden Lippen. Dieser Thatfachenmensch, ein Berliner Universitäts-Professor und Dichter, äußerte vor meiner Abfahrt von Berlin in einer Borwahl-Versammlung: „Preußen wird siegen über Oesterreich!“ und dabei sah er so bestimmt aus und lächelte so unwiderleglich wie Napoleon I., wenn er vor der Schlacht die Depesche dictirte: „wir haben gesiegt.“ Und als ein Bürgermann den Herrn Professor fragte, woher er das wisse, da richtete sich der Thatfachenmann noch höher auf und blickte lächelnd auf den Frager hernieder und ich sagte mir: so müsse in dem Prolog zum Faust der liebe Gott gespielt werden, wenn er mit dem armen Teufel spricht. „Wir werden, Preußen wird über Oesterreich siegen“, wiederholte der Professor, „so gewiß wie das Licht über die Finsterniß, die Aufklärung über das Concordat siegen muß.“

Ich hatte bald Gelegenheit, mich dieser Prophezeihung noch ein Mal zu erinnern, denn als ich, in Weimar angelangt, über die Esplanade ging, um den Marktplatz zu erreichen, sah ich einen großen preußischen Landwehrmann vom 20. Infanterie-Regiment einen slavonischen oder kroatischen Mausfallenhändler escortiren, der auf dem Ettersberge eingefangen worden war. Da kam mir der Gedanke: sollten die Oesterreicher wirklich Kroaten sein, wie gewisse Zeitungen behaupten? Und noch augenscheinlicher bethätigte sich die Behauptung des Berliner Professors: denn der Kroat kam mir vor wie ein lebendiges Symbolum der Finsterniß und der preußische Krieger mit seinem langen blitzenden Gewehr wie die preußische Intelligenz selber. Das Concordat sah etwas schmierig aus, während die Intelligenz reinlich, ruhig und würdevoll hinterherschritt. Und vor einem Hause der Esplanade blieb der Kroat stehen und wollte nicht weiter gehen und heulte und die Weimaraner Straßenjungen bildeten die Statisten zu der Gruppe. Merkwürdiger Weise geschah dies vor dem Hause Nr. 6 auf der Esplanade, einem Hause, das einst ein Mann bewohnt, der gesagt hat: „das vaterländische Interesse ist nur für unreife Nationen, für die Jugend der Welt wichtig; denn was ist die wichtigste Nation anders

als ein Fragment der Menschheit?" Der Mann, der dies sagte, hieß Schiller und war freilich nichts als ein Ideologe, aber kein Mann der Thatfachen. Ja, dachte ich, schicket einen Poeten, einen Schriftsteller nach Weimar's klassischen Stätten, aber bei Reibe keinen Thatfachenmenschen!

Während ich aber weiter ging, überlegte ich, wie doch die Männer der Thatfachen ganz und gar stimmen zu der Maschinen-Psychologie und zu den Maschinen-Wissenschaften unserer Zeit und wie sie doch viel besser daran seien als die Ideologen, — denn sie nehmen die Menschen und Dinge, wie sie sind und fügen sich, und weil sie sich keine Sorgen um die Menschheit machen, werden sie fett und erlangen Vermögen und auch wohl Aemter und Orden. Aber ich habe viele Thatfachenmenschen gekannt, die dabei einen Zug im Gesicht hatten, den die Italiener *mal-occhio* oder das böse Auge nennen und die einen unruhigen Schlaf hatten wie die Raubthiere. Die Ideologen dagegen, bemerkte ich immer, haben auf ihrem Antlitz einen Schimmer von leuchtender Ruhe, von jener friedlichen Klarheit wie das Gesicht Raphael's von Urbino, und Mozart's und das Antlitz der heiligen Cäcilie; sie haben auch jenen festen süßen Schlummer wie Goethe, den der alte Kastellan von Dornburg des Morgens noch im Bette fand, wie er sich abends niedergelegt hatte: lächelnd, still athmend, mit gefalteten Händen, das Haupt mit den geschlossenen Augen emporge wandt.

Nachdem ich mein kleines Gepäck im Gasthose untergebracht hatte, ging ich nach der Bibliothek und schaute das göttlich erhabene Haupt Goethe's, von des Franzosen David von Angers trefflicher Hand gemeißelt. Und je länger ich es anschaute, desto mehr erfüllte mich jene selige Ruhe, die Goethe selber stets erlangte, wenn er die Häupter der Juno Ludovisi und des Apollo von Belvedere betrachtete.

Was ich bei Betrachtung der klassischen Stätten Weimar's gesehen und erfahren, zum Theil auch was ich dabei empfunden: verknüpfte ich mit Allem, was ich bei vieljährigen Studien in der umfangreichen Goethe-Literatur darüber zerstreut gefunden hatte, zu abgeschlossenen, umrahmten Bildern. Ich wollte dadurch die Goethestudien erleichtern, indem ich der Anschauung zu Hülfe komme; ich wollte Denjenigen, welche jene klassischen Stätten gesehen, willkommene Erinnerungen darbieten und Solchen, welche dieselben noch nicht erblickt haben, eine lebendigere Vorstellung davon, eine sprechendere Umgebung gewähren für manches sonst halb unverständliche Ereigniß, manche nur flüchtig

darauf hinielende Strophe oder Brieffstelle in den Werken und Memoiren der Koryphäen der Weimarischen Glanzepoche. Vor Allem aber wollte ich durch diese gedruckten Blätter dazu beitragen, das Andenken an jene Stätten, wo die Früchte friedlichen Menschenglücks gediehen, zu bewahren. Denn mögen diese Blätter auch von weniger dauerndem Gefüge sein als die einst verfallenden Schlösser und die sicherlich hinsterbenden alten Bäume, so können sie doch immerhin einer Tradition förderlich sein, die wir für jene Pilgrimsörter allen Geschlechtern des deutschen Volks auf ewige Zeiten erhalten wünschen.

I.

Oßmannstedt.

Hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehnd alle Segen der Gestirne uns umwittern, wo wir, dem erdgeborenen Riesen gleich, von der Berührung unserer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in unsern Adern fühlen.

Goethe (Egmont).

Von Apolda führt ein anmuthiger Feldweg nach Oßmannstedt, welches eine Meile nordöstlich von Weimar gelegen ist. Von einer hügeligen Erhöhung des Weges erblickte ich ein Dorf, welches ein vorübergehender Landmann Ober-Rosla nannte. Hier hatte Goethe ein Freigut besessen. Pasqué giebt als Ankaufszeit 1797 an; laut Briefen an Schiller und einem Briefe von Wieland war der Ankauf erst im Mai des Jahres 1798 geschehen, was auch Dünzger bestätigt; Goethe's Annalen sind für die Entscheidung solcher Zeitfragen nicht maßgebend, da sich mancherlei Verschiebungen darin vorfinden. Wenn Frau von La Roche bei einem Besuche auf Wieland's Gute im Jahre 1799 anführt, Goethe habe von dem so eben gemachten Ankaufe eines Rittergutes gesprochen, so ist dies eine leicht verzeihliche Unrichtigkeit. Als Veranlassung zum Kaufe führt Vöttiger an: Goethe's Sohn habe große Lust zur Oekonomie gehabt. Goethe selber war nur auf einige Zeit nach Ober-Rosla gegangen, um Grund und Boden, Landesart und die dörflichen Verhältnisse näher kennen zu lernen; wie er selber schreibt:

„Damit aber auch von der andern Seite der Geist zur unmittelbaren gemeinen Natur zurückgezogen werde, folgte ich der damaligen landschaftlichen Grille. Der Besitz des Freiguts zu Rosla nöthigte mich, dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhält-

nissen näher zu treten, und verließ gar manche Ansichten und Mitgefühle, die mir sonst völlig fremd geblieben wären. Hieraus entstand mir auch eine nachbarliche Gemeinschaft mit Wielanden, welcher freilich tiefer in die Sache gegangen war, indem er Weimar völlig verließ und seinen Wohnort in Oßmannstedt aufschlug."

Auch im Jahre 1802 hatte er eine Zeit lang dort zugebracht. Von einem eigentlichen Hange nach dem Landleben, wie Wieland empfand, war er wohl um so weniger beseelt, als seine bewegliche Thätigkeit ihn in jener Zeit bald nach Göttingen und Pyrmont, bald nach Jena, Halle oder Raachstädt trieb und daheim sein anmuthiges Gärtchen seiner Neigung zum Naturgenusse völlig genügte.

Er empfand auch bald das Bedenkliche eines solchen Landbesitzes.

"Der erste Pächter war auszuklagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrungen für etwas rechnen, die man im Verfolg so fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte.

"Der neue war ein leidenschaftlicher Freund von Baumzucht; seiner Neigung gab ein angenehmer Thalgrund von dem fruchtbarsten Boden Gelegenheit zu solchen Anlagen. Die eine buschige Seite des Abhanges, durch eine lebendige Quelle geschmückt, rief dagegen meine alte Parkspielerei zu geschlängelten Wegen und geselligen Räumen hervor; genug, es fehlte nichts als das Nützliche, und so wäre dieser kleine Besitz höchst wünschenswerth geblieben. Auch die Nachbarschaft eines bedeutenden Städtchens, kleinere Ortschaften, durch verständige Beamte und tüchtige Pächter gesellig, gaben dem Aufenthalt besonderen Reiz; die schon entschiedene Straßenführung nach Eckardsberge, welche unmittelbar hinter dem Hausgarten abgesteckt wurde, veranlaßte bereits Gedanken und Pläne, wie man ein Lusthäuschen anlegen und von dort an den belebenden Meßfuhren sich ergötzen wollte; so daß man sich auf dem Grund und Boden, der einträglich hätte werden sollen, nur neue Gelegenheiten zu vermehrten Ausgaben und verderblichen Zerstreungen mit Behagen vorbereitete."

An anderer Stelle fährt er fort:

"Wenn ich nun dieses Jahr in immerwährender Bewegung gehalten wurde, und bald in Weimar, bald in Jena und Raachstädt meine Geschäfte wie sie vorkamen versah; so gab auch der Besitz des kleinen Freiguts Kosla Veranlassung zu manchen Hin- und Herfahrten. Zwar hatte sich schon deutlich genug hervorgethan, daß wer von einem so kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es selbst bebauen, besorgen und, als sein eigener Pächter und Verwalter, den unmittel-

baren Lebensunterhalt daraus ziehen müsse, da sich dann eine ganz artige Existenz darauf gründen lasse, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. Indessen hat das sogenannte Ländliche, in einem angenehmen Thale, an einem kleinen baum- und buschbegrenzten Flusse, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unfern eines volkreichen und nahrhaften Städtchens, doch immer etwas, das mich Tage lang unterhielt, und sogar zu kleinen poetischen Productionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder sind hier in ihrem Elemente, und die in Städten unerträgliche Gevatterei ist hier wenigstens an ihrem einfachen Ursprung; selbst Abneigung und Mißwollen scheinen reiner, weil sie aus den unmittelbaren Bedürfnissen der Menschheit hervorspringen.“

Endlich, im Jahre 1803 löste er das ihm drückend gewordene Verhältniß und berichtet darüber:

„Gegen Ende des Jahres erlebte ich das Glück, mein Verhältniß zu den Erbschollen von Kosla völlig aufgehoben zu sehen. War der vorige Pächter ein Lebemann und in seinem Geschäft leichtsinnig und nachlässig, so hatte der neue, als bisheriger Bürger einer Landstadt, eine gewisse eigene kleinliche Rechtlichkeit, wovon die Behandlung jener bekannten Quelle ein Symbol sein mag. Der gute Mann, in seinen Gartenbegriffen einen Springbrunnen als das höchste befindend, leitete das dort mäßig abfließende Wasser in engen Blechröhren an die niedrigste Stelle, wo es denn wieder einige Fuß in die Höhe sprang, aber statt des Wasserpiegels einen Sumpf bildete. Das idyllische Naturwesen jenes Spaziergangs war um seine Einfachheit verkümmert, so wie denn auch andere ähnliche Anstalten ein gewisses erstes Gefallen nicht mehr zuließen.

„Zwischen allem diesem war dem häuslichen Mann doch auch klar geworden, daß die Besizung für den, der sie persönlich benutze, ganz einträglich sei, und in dem Maße wie mir der Besitz verleibete, mußte er ihm wünschenswürdig erscheinen, und so ereignete sich's, daß ich nach 6 Jahren das Gut ihm abtrat, ohne irgend einen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anschauung dieser Zustände auch nicht zu Geld anschlagen, so war doch viel gewonnen und nebenbei mancher heitere Tag im Freien gesellig zugebracht.“ —

Das Dorf nahm sich von jenem Hügel ganz freundlich aus und ließ eine stattliche Kirche und einige alte Lindenkronen, aber sonst nichts

Charakteristisches blicken. Im Orte selber konnte ich über das ehemalige Goethe'sche Besitzthum nichts Befriedigendes erfahren, denn der Prediger war mit seiner Familie zu einem auswärtigen Besuche ausgefahren; der Schullehrer sollte sich, wie man mir sagte, auf seinem Acker befinden, doch suchte ich ihn dort vergebens. Nach der Auskunft, die mir von andern Dorfbewohnern gegeben wurde, ist das Haus, welches Goethe dort besessen, abgebrannt und das dazu gehörige Gartenstück bebaut worden; auf der Stätte des Freiguts befindet sich jetzt die Schänke; das ganze Grundstück gehörte lange Zeit einem Landwirthe Namen Bierig und ist jetzt im Besitz des Dekomen Gerlach. Mit der Ueberzeugung, daß diese klassische Stelle sich nicht einmal in der Tradition behauptet habe, setzte ich meinen Wanderstab weiter und erreichte bei freundlichem Absonnenschein das Pfarrdorf Oßmannstedt, welches in der Nachbarschaft von Ober-Rosla liegt, „in demselbigen Thale aufwärts, nur auf der linken Seite des Wassers.“

Ich begab mich sogleich nach dem Gute, welches Wieland ehemals hier besessen hatte; aus dem Dorfe wies man mich über den schmutzigen Hof der Bauernschänke dorthin. Bald sah ich die Einfriedigung und die Wirthschaftsgebäude eines bedeutenden Landstüzes, schritt über den Hof an großen, wohl versorgten Ställen vorüber und gelangte nach dem Garten, in welchem das Wohnhaus steht, wie es noch seit Wielands Zeit erhalten ist und das man wohl ein ländliches Schloß nennen kann. Es ist von dem Grafen Heinrich von Büнау mit einem Kostenaufwande von 30,000 Thalern erbaut, kam dann an die gräfliche Familie Marschall und 1795 in Besitz der Gemeinde; Wieland besaß es von 1797 bis 1802. In späterer Zeit erwarb es der Hofrath Kühn in Hamburg und überließ es seinem Schwiegerjohn Bartholomä-Kühn; gegenwärtig ist es im Besitz des Kammerherrn von Grant.

Von den beiden sich gegenüberliegenden großen Wohngebäuden scheint das eine doch nur zu Beamten- und Dienstwohnungen und zu Vorrathsniederlagen benutzt zu werden. Das andere mit seinen hellen Fenstern und freundlichen grünen Sommerläden zeigt sich auf den ersten Blick als das Schloß. Es ist ein zweistöckiges Gebäude in einfachem deutschen Styl, ohne allen Prunk; aber durch die Länge, welche fast die vierfache Höhe ausmacht, mit einer Fronte von 15 Fenstern, zwei symmetrisch angebrachten Portalen und mit dem hohen Ziegeldach und vorspringenden Dachfenstern macht es den unmittelbaren Eindruck einer vornehmen Behausung. Einem deutschen Schriftsteller,

der an Enge und Einschränkung gewöhnt ist, könnte diese zu behagliche Geräumigkeit fast ein beklemmendes Gefühl verursachen, wenn er nicht, wie Wieland, mit einer patriarchalischen Familie gesegnet ist. Ein Tempelchen in japanesischem Styl, auf welchem eine Wassernixe thront, entsendet die hellen Strahlen in ein großes steinernes Becken, welches den größten Theil des Vorhofes einnimmt und von Laubgehängen umgeben ist; die rechte Seite des Vorhofs schließt eine mit Weinspalieren bedeckte Mauer; zur Linken ist der Vorhof nur durch eine Reihe von fünf alten Linden von dem Garten getrennt. Der Letztere, mit seinen Hügeln, Alleen und geräumigen Rasenplätzen, ist imposant zu nennen. Von dem Wohnhaus zieht sich eine Doppelreihe von dreißig riesigen Lindenbäumen nach der Alm. Vom Eingange dieser prachtvollen und ehrwürdigen Allee erblickt man im Hintergrunde ein dichtes Gebüsch, zu beiden Seiten vertiefte Rasenplätze und in der Ferne die thüringischen Hügelreihen.

Von einem Gefühl freudiger Nührung fühlt man sich an dieser Stätte ergriffen, wo der liebenswürdigste Dichter, der die Sophrosyne des Lebens durch glückliche Naturanlage und ein würdiges Streben im reichlichsten Maße erworben hatte, fünf glückliche Jahre seines Greisenalters verlebte; freilich nur in einem Glück, wie es das Menschenleben gewährt: im Frohgenuß des Besizes, in der Freude blühender Nachkommenschaft, im Entzücken über die Reize der Natur, im frohen geistigen Schaffen, aber auch nicht ohne Geldsorgen, nicht ohne Aergerniß über die Kritik, nicht ohne schmerzliche Thränen an den Gräbern geliebter Menschen. Niemand verstand das behagliche Glück des greisen Dichters besser zu würdigen, als seine alte Freundin und erste Liebe, Frau La Roche, welche dasselbe bei einem Besuche in Oßmannstedt zwar in überschwänglicher aber doch zutreffender Weise folgendermaßen schildert: „Nach beinahe 30 Jahre gedauerter Trennung sah ich ihn wieder, den guten würdigen Freund meiner Jugend. Ich umarmte ihn, seine unschätzbare Gattin und 4 seiner 6 Töchter und er lernte eine meiner sechs Enkelinnen kennen; — ich war in seinem Hause! O wer wollte diese Gefühle und Bilder der Erinnerung beschreiben, welche da meine Seele überwältigten! Was war seit 1750, da wir uns zum ersten Male sahen, in uns, in unserm Schicksal und auch bei unsern Freunden vorgegangen! Wie weit waren wir von unserm ersten Wollen und Denken in einem großen Kreis umhergeführt, bis wir als gute Freunde und Verwandte uns 1799 wieder fanden! Schöne Stunde, in welcher ich nach so langer Trennung zwi-

sehen Wieland und seiner mir so werthen Frau saß und von Jedem eine Hand hielt! — Ich schlief spät ein, denn meine Seele war zu sehr bewegt, und ich hörte noch Wielands ungekünsteltes, aber seelenvolles Klavierspiel, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle, unter dem Einfluß seines sympathischen Freundes Horaz, in sanften Einklang bringt. Vor 49 Jahren belauschte ich ihn das erste Mal bei der Aussicht nach dem weiten St. Martinskirchhof in Wiberach, — heute könnte jede Saite aus Sabinums Gegenden zu meinem stillen Zimmer, denn Wielands Piano steht mitten unter diesen reizenden Bildern, und es entzückte mich, den schönen Wunsch des Horaz bei ihm erfüllt zu sehen: ein Landgut, welches ihn ernährt, ein gesundes Alter, Stärke der Seele, und jeden Tag die Musik, die er liebt! — Mein Erwachen war heitre Freude bei dem Gedanken, daß die Tage in Wielands Hause mich für Jahre voll Kummer schadlos halten würden. Die Aussicht aus dem Fenster war mir feierlich. Zwei große symmetrische Wohngebäude, welche auf einer Seite durch eine dichte Reihe hoher schlanker Bäume verbunden sind, auf der anderen an die Mauer des Vorhofes sich anschließen, der ein schönes Wasserbecken in der Mitte hat, welches unter dem Schutze einer Sirene den Ablauf eines doppelten Springbrunnens erhält; die tiefe Ruhe und auch die einsame Lage dieses Wohnsitzes rührte mich, als ich dachte: dieses Ganze ist ein Sinnbild von Wielands Geist, Alles groß, und seine Thätigkeit, wie diese Quelle, von dem frühen Morgen seines Lebens bis an den Abend seiner Tage, unererschöpflich fortströmend! — mit wie vielem Vergnügen und Theilnahme lernte ich das ganze Innere der Gebäude und den weiten Umfang des Gartens kennen, welcher sich an den Ufern der Elm mit einem Birkenwäldchen schließt, unter dessen Laube die edelsten Schatten Griechenlands ihren Freund unbelauscht und ungestört besuchen können. Ich speiste täglich mit 7 Kindern von Wieland, sah 4 seiner Enkel und sein zweiter Sohn wurde mir von ihm als Verwalter seiner Landwirthschaft vorgestellt. Dieses patriarchische Leben hatte für mich unendlichen Werth. Wie schön wurde mir eine Morgenstunde, in welcher ich neben Wieland, aus dem Fenster seiner Bibliothek, den Theil des Gartens übersehen wollte, welcher auf dieser Seite des Hauptgebäudes liegt, und da seinen zweiten Sohn erblickte, welcher, als junger rüstiger Landmann, mit aller Gewandtheit einen mit Rosenhecken umfaßten Grasplatz abmähte. Ein Blick auf die Büchersammlung sagte mir: Nun bist du mitten in Wielands Besitzungen, siehst in dem Zimmer Alles, was die Seele zu reicher Kennt-

niß wünschen, in dem Garten dies, was die Erde an Ertrag für Nahrung und Vergnügen geben kann! Wie einzig mußte die Betrachtung werden, als ich Wieland von dem Plan des höchst nutzbaren Anpflanzens seiner Felder, Wiesen und Gärten sprechen hörte, die Rückertinerung aber mir zuflüsterte: Vor 49 Jahren legte er den Entwurf für den Anbau in dem Gebiet der Wissenschaften ebenso lebhaft und deutlich vor mein Auge! Innig wünschte ich, daß er in seinem Oßmannstedt ausführen und darstellen möge, was er in der Welt der Genien, der Philosophie, der Grazien und Götter bewirkte; aber Wieland, neben mir stehend, war doch weit entfernt, in meinen Blicken auf seinen Garten die Bitte zu lesen: Boden, den er betritt und liebt, mögest du für ihn tausendfältig tragen, wie die Anlage seiner Geisteskräfte für unser Deutschland trug!

„Der Wechsel von Büchern und ländlichen Auftritten war äußerst angenehm. Wieland und sein ältester Sohn legten bald dieses, bald jenes neue Werk auf meinen Tisch, worüber gesprochen wurde; dann kam eine Tochter mit Gläsern voll köstlicher Buttermilch, eine andere den Tag nachher mit einem Teller voll Kirschen, die gute Julie mit einem Korbe voll Rosen. Dann sah ich sie auch unter der Leitung der besten Mutter mit Sorge für die Wäsche, für die Küche und den Keller, mit Bereitung des Fleisches, mit der Milchammer und Leinwandbleiche beschäftigt. Es würde jeden klugen Mann gefreut haben, uns zu begleiten, als Wieland mich in den Wirthschaftshof führte, mir Scheunen und Stallungen zeigte, und wir mit ihm seinen Schafen entgegen gingen; ich aber bei jedem Schritte seine Liebe zum Feldbau und seine Einsichten darin bewunderte.“ —

Daß der greise Wieland sich in die Stille des Landlebens zu versetzen wünschte, kann uns wohl nicht befremden. Welcher wohlorganisirte Mensch sehnte sich nicht zuweilen nach jener einsamen Behaglichkeit, wo wir uns wieder fühlen in dem ursprünglichen Zusammenleben mit der Natur, dem uns die städtische Cultur mehr und mehr entfremdet hat! Wer sehnte sich nicht zuweilen hinaus aus dem Gemäuer, wo man nur eines Streifchens Himmelblau und Sternenpracht, nur des Sonnenblicks, der zwischen Schornsteinen hindurchschießt, genießen kann, wo man nur das bestaubte Laub eines vereinzelt Baumkrüppels erblickt und nur den Klagesang eines gefangenen Vogels vernimmt! Und wen verlangte nicht um so mehr nach der mütterlichen Brust der Natur, wenn die Erfahrung des reiferen Alters ihn über die Nichtigkeit des Menschengetümmels aufgeklärt, wenn das alltägliche

Glend ihm den farbigen Staub von den poetischen Flügeln abgestreift hat! In jener Zeit, wo es noch keine politische Lyrik, die ihre Verse nach dem Takt der Kriegstrommel scandirt, noch keine Sensationsromane, die ihre spannenden Contraste einer lasterhaften Gesellschaft entlehnen, noch keine Feuilleton=Asafoetida, die den entnervten Sinn blasirter Leser kitzelt, wo es überhaupt noch keine Literatur gab, die, in der Hast des Augenblicks und im Geräusch der Großstadt entstanden, mit dem Getöse und der fliehenden Geschwindigkeit eines Dampfzuges an uns vorüberrauscht — selbst in jener Zeit mußte das kleinstädtische Weimar dem alten Sänger beängstigend werden, der den Sitten eines Agathon gehuldigt, und sich so oft nach seinem geliebten Züricher See zurückgesehnt oder nach dem Landsitze des Horatius hingeträumt hatte. Seine städtische Wohnung war äußerst beengt und er mußte den ganzen Winter in der Familienstube zubringen; daher erklärt sich auch das oft wiederkehrende Traumbild seiner Seele, als wohne er in einem prächtigen Hause, in dessen geräumigen Zimmern er umherspaziere, wenn es ihm in seiner Stube zu enge werde. In ihm, der — seine eigenen Worte zu gebrauchen — gern wie Horaz durch das Leben weggeschlichen wäre, dem die strenua inertia des Stadt- und Weltgetümmels verhaßt war und der nichts Glücklicheres kannte, als aus den Schriften der Alten oder in stillem Müßiggang und ungestörtem Schlaf ein liebliches Vergessen der Stadt und ihres Lebens einzuschlürfen, in ihm mußte jenes Sinnen und Streben immer lebendiger werden, welches sein alter Bruderfreund Goethe in seiner klaren bezeichnenden Weise mit den Worten schildert:

„Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den inneren, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich auß's Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab Jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog Jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch mußenhaft ruhigeren Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, darauf den Rest seines Lebens zuzubringen.“

Zuerst beabsichtigte Wieland den Kauf eines der vier Güter, welche das Tannrodische Mittergut ausmachten; dasselbe enthielt — wie er schreibt — Alles, was ihm die Illusion verschaffen könne, als ob er wieder auf den ihm so lieben Mückenbühl, eine Stunde von Zürich, versetzt sei. Bald nachher entschied er sich jedoch für Oßmannstedt; er kaufte das Schloß nebst allen Grundstücken für 22,000 Thaler und bezog dasselbe Ende April 1797, nachdem er sein Haus in der Stadt an den Geheimrath Voigt veräußert hatte. Jenes oft wiederkehrende Traumbild war nun endlich zur Wirklichkeit geworden. Die Aufnahme in die Oßmannstedter Gemeinde geschah erst später, bei Anwesenheit der Frau von La Roche, welche diese Feierlichkeit nicht zu schildern vergißt:

„Hohe ländliche Freude wurde mein Theil an dem Tage, da Wieland als Landmann in die Gemeinde aufgenommen wurde, seine Unterschrift und sein Name in Oßmannstedt's Lagerbuch eingetragen werden mußte. Es war schön, Wieland und seine 3 Söhne den guten Vorgesetzten des Dorfes als ihren Mitbürgern die Hände reichen zu sehen, welche dann auch ihm und seinen Kindern Segen zu seinen Feldgütern wünschten.“

Wieland hatte seiner Familie versprechen müssen, ihr allein die Sorgen der Landwirthschaft zu überlassen und sich selber nur der Ruhe des Landlebens hinzugeben, aber gar bald vertiefte er sich emsig in das Studium von ökonomischen Handbüchern, in Bauen, Pflanzen und Bessern. Im December des ersten Jahres schreibt er an Gößchen:

„Nebenher thut mir auch das Bewußtsein wohl, daß ich meinen großen Garten, der für sich allein schon ein kleines Landgut ist, in den 8 bis 9 Monaten, seit er mein ist, bereits in einen merklich besseren Stand gesetzt habe. Ich habe über 300 fruchtbare Bäume gepflanzt, von deren größerem Theile ich wenigstens die ersten Früchte zu erleben hoffen kann; und das, was ich auf Cultur und Verbesserung verschiedener Partien bereits angewandt habe und noch verwenden werde, wird schon im künftigen Jahre so auffallend sein, daß Sie, wenn Sie mich im Herbst 98 wieder besuchen, Sich in ein kleines Paradies versetzt zu sehen glauben sollen.“

Und im Juli des folgenden Jahres:

„Mein Bau und die Ameliorazion in meinem weitläufigen und sehr nützlicher Verbesserungen fähigen Garten gehen, aus Mangel an genugsamen Arbeitern, langsam von statten: indessen rückt doch Alles

vorwärts und ich habe gute Hoffnung, Freude an meiner Schöpfung zu erleben."

Die herzlichste Freude an seinem „Osmantinum“ spricht sich von Anfang in den Briefen an seinen Verleger und Freund Göschen aus. Diefem schreibt er schon am 1. Mai:

„O mein Freund, Sie müssen selber kommen und einige Tage bei uns leben, um alle unsere kleinen ländlichen Freuden und die höchste und süßeste aller Menschenfreude, die mir mein Sohn Ludwig, an der Spitze aller meiner so gutartigen, liebenswürdigen Kinder und Enkel, gewährt, mit dem Manne zu theilen, für dessen Ruhe, Zufriedenheit und Glück Sie selbst so thätig sind.“

Und einige Monate später:

„Mir ist, als ob gar keine andere Art zu existiren für mich möglich sei, und die Weimarischen Propheten, die als etwas ganz unfehlbares voraussahen, daß ich mich gar jämmerlich auf dem Lande und vis à vis de moi-même belangweiligen würde, bestehen mit Schande. Auch sperren sie die Augen mächtig darüber auf, daß ich (wie sie gestehen) so heiter und vergnügt aussehe und können sich dieses Phänomen gar nicht erklären. Ich hingegen begreife das Wunder sehr gut und in der That ungleich besser, als wie ich die 24 Jahre, die ich in Weimar gelebt habe, noch so leidlich haben ausfallen können. Landluft, unverkünstelte Natur, viel Gras und schöne Bäume, äußere Ruhe und freie Disposition über mich und meine Zeit, das Alles zusammen ist, so zu sagen, mein Element, so gut wie die Luft des Vogels und das Wasser des Fisches Element ist: das geht also ganz natürlich zu, daß ich darin gedeihe.“

Auch der Winter bezaubert ihn mit ländlichen Reizen. „In der Stadt — schreibt er an Göschen — würde ich mich in diesen verwichenen 8 Wochen höchst wahrscheinlich ziemlich schlecht befunden haben; hier in meinem Hause zu Oßmannstedt befinde ich mich ununterbrochen wohl und munter, arbeite an meinem Schreibtische mit Success, habe, ungeachtet ich wenig vor die Thür komme, guten Appetit und schlafe weit besser als ehemals. Alles dies entscheidet, wenigstens was mich betrifft, den Vorzug des Landlebens vor dem Stadtleben; nichts von den negativen und passiven Vorzügen des ersteren zu gedenken, welche die Landmaus beim Horaz gegen ihre Freundin, die Stadtm Maus, geltend machte.“

„Sein Oßmannstedt, sein Geist und sein Talent sind und bleiben ihm eine reiche Welt,“ — schreibt Caroline Herder an Böttiger.

Das Einzige, was noch zum Elysium fehlte, meinte er, seien „die gebratenen Rebhühner, die von selber auf den Tisch geflogen kommen, und die schönen krystallinen Kelchgläser, die man von den Felsen abbricht, um sie aus Quellen und Bächen mit köstlichem Wein zu füllen, die ebenso freiwillig als unerschöpft aus allen Felsen hervorsprudeln.“

„Ich gedenke gar fleißig an Wieland — schreibt Knebel — und sehe ihn in seinem großen Garten spazieren gehen. So sehr ich ihm das Glück gönne, so kann sich mein Herz doch nicht ganz mit dem Gedanken vertragen, daß ein Mann, der für die Gesellschaft so nöthig wäre, von ihr abgefordert leben soll.“

An Besuchen aus dem Weimarer Freundeskreise, ja aus weiterer Ferne, fehlte es aber, wie man sich denken kann, in Oßmannstedt nicht. Die oben beschriebene alte Pracht-Allee, die sich 300 Schritte lang vom Wohnhause bis zum Birkenhölzchen an der Elm erstreckt, wurde von den Füßen der edelsten Zeitgenossen des Dichters durchschritten. Den liebenswürdigen Wirth schildert Goethe:

„Hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Lebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.“

Schiller, Bode, Böttiger und Falk waren oft und gern gesehene Gäste. Der Herzog und seine Gemalin, vor Allen aber die Herzogin Amalie, begrüßten ihn nicht selten auf seinem schattigen Besitztum. Götschen besuchte Oßmannstedt schon im Herbst des ersten Jahres. Jean Paul stellte sich zu kurzem Verweilen ein und bald nach ihm kam Wieland's Jugendfreund Gräter, welcher längere Zeit zu Gaste blieb; Heinrich von Kleist, den Wieland sehr lieb hatte, verweilte sechs Wochen. Im Jahre 1799 kehrte bei Wieland seine alte Jugendfreundin ein: Sophie la Roche, geborne Gutermann aus Augsburg, die er geliebt hatte, „als sie beide jung gewesen.“ Die Ankunft der gefühlsvollen Verfasserin der „Miß Lony“ soll dem Alten höchst widernünftig und unbequem gewesen sein, — so wird berichtet, und selbst Goethe hat eine Aeußerung gethan, woraus sich auf Wieland's damalige Verstimmung schließen läßt; er schreibt nämlich in seinen „Tag- und Jahreshften“ (und zwar von 1798):

„Eine wunderbare Erscheinung war in diesem Sommer Frau

von la Roche, mit der Wieland eigentlich niemals übereingestimmt hatte, jetzt aber mit ihr im vollkommenen Widerspruch sich befand. Freilich war eine gutmüthige Sentimentalität, die allenfalls vor dreißig Jahren, zur Zeit wechselseitiger Schonung, noch ertragen werden konnte, nunmehr ganz außer der Jahreszeit, und einem Manne, wie Wieland, unerträglich."

Indessen lassen sich dergleichen Verhältnisse und Beziehungen niemals von dritten Personen umfassend beurtheilen. Ist doch auch dem Besuch von „Werther's Lotte" in Weimar von dem Engländer Lewis, von demselben, der den Tabak in Belvedere so übertriehend gefunden, eine frivole, wenn nicht hämische Bemerkung zu Theil geworden! Ueber die augenblickliche Verstimmung, die man empfinden mag, wenn man die Geliebte der Jugend gealtert sieht, kommt man wohl am schnellsten hinweg, wenn man sich dann selber im Spiegel betrachtet. Rüttemüller, Wieland's Hausfreund und Gehülfe, erwähnt zwar, daß der Dichter bei zu sentimentalen Aeußerungen der alten Dame dem Gespräch schnell eine prosaische Wendung gegeben habe, doch verschweigt er auch nicht, daß dies ihm selber oft von Wieland widerfahren und daß dieser eine überschwängliche Redeweise überhaupt nicht gern gehabt habe; er schildert die Erscheinung der la Roche, trotz ihrem altmodischen Costüm, als eine „sehr ehrwürdige, welche ein edelfrommes Herz, eine gefühlvolle Seele und einen reichen Geist in der Würde des Alters entwickelte." Jedenfalls haben wir der Frau von la Roche eine werthvolle Schilderung der Lebensweise und der Besuche zu Osmanstedt zu verdanken, wozu auch nachfolgende Zeilen gehören:

„Wenige Tage nachher kam Goethe, freundlich die Mittagsuppe mit uns zu theilen. Mir war äußerst schätzbar, ihn und Wieland, wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk und Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantasie den eigenen, gewiß nie wiederkommenden Anblick, Beide auf dem schönen, heiteren Gange vor Wieland's Wohnzimmer zu treffen, als Goethe mit lebhaftem Vergnügen von dem so eben gemachten Ankauf eines ländlichen Wohnsitzes sprach, und gerade vor dem großen charakteristischen Bilde des alten Grafen von Stadion stille stand, welcher sie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten schien und sich gewiß als edler Deutscher über diese zwei großen Deutschen und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf seinem Landhause kennen lernte, ihm sagte: Alle großen Männer

hätten gegen den Abend ihres Lebens einen stillen Aufenthalt in dem Schoße der Natur gesucht. — Bald nachher hatte ich in der Lindenallee eine sehr angenehme Erscheinung, da ich Herder's blühende Tochter, von Wieland's Kindern und Enkeln umgeben, wie im Triumph eingeholt, meiner Freundin Wieland und mir zuführen sah.

„Neu verherrlicht wurde ein Tag, als die Herzogin Amalia mit aller ihrer Keuschheit den ganzen Garten an Wieland's Seite durchwandelte. Herder und seine Frau vermehrten in meinem Herzen den Werth der großen Lindenallee auf Wieland's Gut, welche ich mit diesen höchst schätzbaren Menschen durchging. Den nämlichen Tag lernte ich den von Deutschland für ein außerordentliches Wesen anerkannten Jean Paul Richter als einen guten, einfachen, aber auch sehr lebhaften, von Wieland sehr geliebten Mann kennen.

„Nach dieser Art reicher Gastmahle folgten Tage eines süßen, ruhigen Genusses, während dessen uns Wieland manche Stunde seiner Beschäftigungen opferte, mit uns sprach, spazieren ging oder etwas vorlas, seine sanfte, liebe Frau dann, über ihre Arbeit hin, mit aufmerksamem Vergnügen uns anblickte, wenn sie mein und meiner Enkelin dankbares Entzücken bemerkte.“ —

Mit der Frau von la Roche war auch ihre Enkelin Sophie Brentano, die Schwester des romantischen Dichters Clemens Brentano, nach Oßmannstedt gelangt. Von ihr sagt zwar Goethe: „Der Frau von la Roche Enkelin, Sophie Brentano, hatte sie begleitet und spielte eine entgegengesetzte, nicht minder wunderliche Rolle.“ Aber Goethe war alt, als er dies schrieb, und im Alter sehen wir leider die Amoretten und rosigten Feen, die unsre Jugend umgaukelten, als hölzerne Marionetten wüßt durch einander hinter dem niedergesunkenen Vorhange auf der Lebensbühne liegen; wir werden dann inne, daß das Spiel vorbei ist und uns nur noch obliegt, aufzuräumen. Nach dem Urtheile aller übrigen Zeitgenossen, welche von ihr berichten, war aber Sophie Brentano eine reizende Menschenblüthe, zart, jugendlich, gefühlvoll und geistreich; Wieland liebte sie wie seine Tochter und sie beseligte ihn wie eine Grazie.

Böttiger führte auch Caillard nach Osmantium, als derselbe, von seinem Gesandtschaftsposten in Berlin abgerufen, auf der Rückreise nach Paris zwei Tage in Weimar verweilte. Dieser ereiferte sich dagegen, daß man Wieland den deutschen Voltaire nennen wollte: Wieland sei kindlich gemüthlich, wovon der Philosoph von Ferney keine Ader besitze; Wieland sei klassisch gelehrt, Voltaire nur oberflächlich ge-

bildet; dagegen sei Voltaire ein vielseitigerer Weltmann und besserer Rechenmeister gewesen. —

Wieland's Glück in Osmannstedt war schnell vergänglich, wie das Roth des Abendhimmels. Die Thautropfen des Schmerzes sollten sich bald auf die Blumenkelche der Lust senken und die hohe Linden-Allee, die er so oft freudig lächelnd, den Ankommenden entgegen, hinauf geeilt war, schritt er nun schwankenden Schrittes hinab, nach einem traulichen Plätzchen an der Elm, wo er geliebte Menschen zur ewigen Ruhe bestattet hatte.

Sophie Brentano kam schon im nächsten Jahre zu abermaligem Besuche. Vorher hatte sie an Wieland's Hausfreund anfragend geschrieben: „Was meinen Sie, wenn ich bald wiederkäme und einen ganzen Frühling und Sommer in Osmannstedt verweilte? Würde ich und mein so langer Aufenthalt auch in keiner Rücksicht unwillkommen sein?“ Sie fühlte sich hingezogen nach dem grünen Plätzchen, an dem die Elm plätschernd vorüberrauscht; es war die Sehnsucht nach ungestörter Ruhe, welche sie trieb, die innere Stimme, die dem Menschen zuweilen zuflüstert: „Suche dir eine Stelle zu deinem Grabe!“ — Sophie kam im Mai. Sie war zart und weif wie eine geknickte Lilie und aus ihrem Auge schaute ein tiefer Schmerz, ein Schmerz wie unglückliche Liebe oder ein gebrochenes Herz. Bald war der zarte Körper diesem Schmerz erlegen. Am 29. September meldete Wieland seinem Freunde Götschen: „Ich und meine Familie haben einen harten Stand gehabt. Sophie Brentano, das liebenswürdigste und interessanteste Mädchen von 24 Jahren, das vielleicht der Erdboden trug, wurde, nachdem sie uns eine Reihe paradiesischer Tage geschenkt hatte, am 3. September von einer der sonderbarsten und verwickeltesten Nervenkrankheiten befallen, die sich in wenigen Tagen als gefährlich ankündigte, mit jedem Tage trostlosere Symptome zeigte, und ungeachtet aller erfinnlichen angewandten Hülfe in der Mitternachtstunde des 19. September in Gegenwart ihrer Schwester Gunda und ihres Bruders Georg (nicht Clemens) Brentano mit dem Tode endigte. Was wir in diesen trübseligen sechszehn Tagen erfahren und gelitten, möge Ihnen Ihre eigene Einbildungskraft und ihr eigenes Herz sagen. — Die Hülfe, die der entfliehende Engel zurückließ, ruht nun in einem stillen Plätzchen meines durch sie geheiligten Gartens. Dies und die traurige Gewißheit, daß sie, wenn es auch möglich gewesen wäre, ihr Leben noch einige Zeit zu fristen, doch nie wieder zu der schönen Klarheit ihres Verstandes, die ihr einen so großen Vorzug vor den

meisten ihres Geschlechts gab, hätte gelangen können, ist der einzige Trost, womit ich mich nun behelfen muß, bis die wohlthätige Zeit ihre Wirkung gethan haben, und den Gedanken, das holde Geschöpf mir als einen über ihrem so lieben Osmantium schwebenden Schutzengel vorzustellen, mir zur Gewohnheit gemacht haben wird." — Der gebeugten Großmutter schreibt er: „Ihr Brief ging mir desto schärfer durch die Seele, weil er nach Hoffnung athmete, und ich ihn erhielt, da schon ein Grabhügel auf der Hülle der schönsten Seele lag, die je in Engelsgestalt unter den Menschen wandelte. Ach! sie war zu schön, zu gut, zu zart, zu sanft für eine Welt, wie diese! Sie ist glücklich! Auch trauern wir nicht um sie! Wir beklagen uns selber, und wer, der sie gekannt hat und zu schätzen fähig war, kann uns deswegen tadeln? Was ich an ihr verloren habe, wird mir nie ersetzt werden. Werden wir sie wiedersehen? — Das wolle der Himmel! Und warum nicht? Sehe ich sie doch öfters in Träumen. Noch in dieser lezt verwichenen Nacht sah ich sie, so schön, so liebenswürdig und holdselig, so gefühlvoll und fröhlich, wie ich sie im Leben nur in ihren glücklichsten Augenblicken sah. Und wie sie (als ob sie von einer langen weiten Reise wiederkäme) auf mich zuflog, ich sie in meine Arme schloß und nun, indem ich sie zu wiederholten Malen an mein Herz drückte, mit inniger Gewißheit zu mir sagen konnte: Sie lebt, die du todt geglaubt hattest, sie lebt! — in einem Wonnegefühl, wofür kein Bild noch Ausdruck ist. Im Gefühl einer Seligkeit, die ich noch nie empfunden hatte, stürzte ich auf meine Kniee und dankte mit freudethränenden Augen und ausgebreiteten Armen zum Himmel empor, dafür, daß sie noch lebe, und erwachte wenige Augenblicke darauf.“

Wie tief den greisen Dichter der Verlust des reizenden Kindes schmerzte, kündet noch ein Brief an die Frau von la Roche, vom folgenden Jahre:

„Die Wiederkehr der schönen Jahreszeit giebt nun auch der geistigen Gemeinschaft, die bisher zwischen unserer Sophie Brentano und mir ziemlich ununterbrochen fortgedauert hat, neues Leben; denn alle meine Spaziergänge führen zu ihrem Grabe, und meine liebsten Ruheplätze sind nur wenige Schritte davon entfernt, und der Gedanke, daß uns nur noch ein kleiner Sund trennt, wird unvermerkt zu einem still fortdauernden Gefühl, das meinem Aufenthalte im Garten ein ganz eigenes, melancholisch-süßes Interesse giebt.“

Wieland's junge Freundin wurde zuerst in dem Birkenhölzchen bestattet. Eine Sage, die man sich in Osmannstedt erzählt, lautet:

es sei eines Abends in der Dämmerung, wenige Jahre nach dem Tode der Brentano, ein Fremder in Oskmannstedt erschienen und habe sich sogleich nach der Grabstätte führen lassen. Er habe ausgesehen wie ein Mann, der, aus dem Feldzuge heimkehrend oder auf beschwerlicher Reise begriffen, in der Eile vom Hauptwege abgelenkt sei. Auf Sophien's Grab niederblickend, habe er mit emporgehobenen Armen die schmerzlichen Worte ausgerufen: „O, muß ich Dich, Sophie, hier wiederfinden!“ Nach diesen Klagerworten sei er weinend an dem grünen Hügel niedergefunken und, nachdem er seine Fassung wieder erlangt, ebenso hastig, wie er gekommen, von Oskmannstedt weggeschritten. —

Bald sehnte sich nach jenem Ruheplätzchen auch Wieland's Gattin, die er immer als ein Muster weiblicher Tugend gepriesen hatte, die seinem behaglichen, liebevollen Dasein ganz unentbehrlich geworden war. Am 19. October meldet er Götschen ihr Erkranken mit den Worten: „Alles, was ich mir noch erlauben will, über meinen Gemüthszustand zu sagen, ist, daß ich mich, so wenig beneidenswerth auch meine Lage ist, für den glücklichsten aller Menschen halten würde, wenn mir der Himmel nur sie, die nun 36 Jahre lang das ganze stille Glück meines Lebens machte, nur noch einige Jahre erhalten wollte. Sie allein ist mir Ersatz für alles Andere; ohne sie — Gott allein weiß, ob und wie ich ohne sie leben könnte.“ — Und schon im nächsten Monat schreibt er demselben Freunde die Todesanzeige: „Wenn Sie dieses erhalten, ist die treue Gefährtin meines Lebens, die 36 Jahre lang nur für mich und unsere Kinder lebte und für dereit Werth ich keine Worte habe, wahrscheinlich von allen ihren Leiden entbunden — sie ist sterbend. O, mein Freund — wünschen Sie mir Geduld und Stärke.“

In demselben Jahre starb auch sein treuer Freund Herder, „unser großer und ehrwürdiger Herder“, — wie er den unsterblichen Hingeshiedenen in einem Briefe an Frau von la Roche nennt. Nach solchen niederbeugenden Verlusten mußten sich die drückenden Verhältnisse, welche schon längst mit dem Gutsbesitz verbunden gewesen waren, doppelt fühlbar machen. Goethe erwähnt nur der zartesten Seite mit den Worten: „Er hatte nicht bedacht, was ihm am ersten hätte einfallen sollen, daß er unsrer Herzogin Amalie und sie ihm zum Lebensumgang völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Entfernung entstand denn ein ganz wunderbares Hin- und Wiedersenden von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewisse, kaum zu beschwichtigende Unruhe“ und an anderer Stelle: „Auch Wielanden fing dieser

Naturzustand an bedenklich zu werden; einmal setzte er sehr humoristisch auseinander, welches Umschweifes er bedürfe, um der Natur nur etwas Genießbares abzugewinnen. Er wußte die Umständlichkeiten des Erzeugnisses der Futterkräuter gründlich und heiter darzustellen: erst brachte er den sorgsam gebauten Klee mühsam durch eine theuer zu ernährende Magd zusammen, und ließ ihn von der Kuh verzehren, um nur zuletzt etwas Weißes zum Kaffee zu haben." — Es hafteten aber auch quälende Geldverlegenheiten an dieser ländlichen Freude. Wieland hatte gleich beim Kauf die Verpflichtung übernommen, die baare Summe von 14000 Thlr. zu zahlen, welche die Gemeinde an den Grafen Marschall schuldete. Binnen acht Jahren hoffte er das Gut zu seinem völligen Eigenthum zu machen und rechnete, trotz seinem hohen Alter, auf die durch die bevorstehende Lebensweise zu erhöhende geistige Produktionskraft. Die Kosten wurden noch durch den Umzug und den Bau einer Scheune vermehrt, und da Göschen nicht mehr als 3000 Thlr. anschaffen konnte, so zeigte sich schon im Hintergrunde die Nothwendigkeit, zu einem „heroischen Mittel“, das heißt zu der Hülfe des Herzogs, seine Zuflucht zu nehmen. Wieland erreichte auch ohne dieses Nothfallmittel seinen Zweck, mußte aber mancherlei Opfer bringen, wozu auch das Aufgeben des „deutschen Merkur“ gehörte; die Mittel, welche er bisher auf den Verlag und die Honorare verwendet hatte, wurden nun für die Wirthschaftseinrichtung erforderlich. Endlich, in einem Briefe an Göschen vom 21. April 1802, spricht er den Entschluß aus, das Gut zu verkaufen: „Sie werden mit größtem Rechte den Schluß ziehen, daß ich bei meiner Landwirthschaft keine Seide spinne. Das Wesentliche ist indessen, daß ich mich in der That durch den Kauf meines Gutes, durch den geführten kostspieligen Bau, die mannigfaltigen Kosten aller nöthigen Reparatur und Verbesserungen, Anschaffung alles erforderlichen Geräthes und Bevölkerung meiner Ställe mit Pferden, Kühen, Schafen u. s. w., kurz, mit dem ganzen Alphabet, das ich nach und nach aufsagen mußte, nachdem ich einmal A gesagt hatte, unvermerkt in Schwierigkeiten verwickelt und eine Last auf mich geladen habe, unter welcher ich erliegen würde, wenn ich nicht mit Ernst darauf bedacht wäre, sie je baldiger je lieber von meinen Schultern abzuwälzen, insofern es ohne Nachtheil und vielmehr zum wirklichen Vortheil meiner Kinder geschehen kann.

„Meine Idee ist, das Gut zu zerstückeln, den Pavillon, den ich bewohne, nebst dem Garten und einer einzigen Hufe Ackerland,

für mich zu behalten, und aus allem übrigen ein für sich bestehendes kleines Erblehngut zu machen und es gegen baare Bezahlung zu verkaufen. Es könnte und sollte sich doch wohl in ganz Germanien unter 24 Millionen Menschen irgend Jemand finden, dem gerade ein solches kleines Landgut anstände und in dessen Augen es dadurch noch einen besonderen Werth erhielt, daß er mein so naher Nachbar würde und mit mir und meiner Familie in einem angenehmen, freundschaftlichen Verhältniß leben könnte.

„Der Garten soll, so lange es nur immer möglich sein wird, bei meiner Familie bleiben, und dies um so mehr, da er das heilige Grab meiner Geliebten, und dereinst auch das meinige neben ihr in sich schließt.“

Der Verkauf des Guts an den Hofrath Kühn gelang ihm jedoch erst im nächsten Jahre, wie er in einem Briefe an Götschen vermeldet: „Eine unverhoffte Fügung des Schicksals und meines noch immer zu meinem Besten geschäftigen guten Genius hat mir vor etlichen Tagen einen Liebhaber zu meinem Gut zugeführt, der mir das ganze Wesen (ohne das Inventarium, welches er noch besonders bezahlen wird) für 30,000 Thlr. abgekauft hat. So ungern ich mich auch von dem Boden trenne, worin die heiligen Gebeine meiner ewig geliebten Dorothea ruhen, so kann ich diesen Verkauf doch nicht anders als für das Glücklichste, was mir in meinem Leben noch begegnen könnte, ansehen. Ich bin dadurch von einer Last, die mich öfters fast zu Boden drückte, befreit; ich werde auf einmal schuldenfrei, denn es bleibt mir noch immer so viel übrig, daß ich für meine noch unverorgten Kinder ungleich mehr thun kann, als mir möglich gewesen wäre, wenn ich das Gut noch länger hätte behaupten müssen.“ Böttiger, der den Freund noch kurze Zeit vor der Ueberlassung des Grundstücks an den neuen Besitzer besuchte, schildert die philosophische Resignation, mit welcher der alte Ehrenäer alle Wechselfälle des Lebens von der heitersten Seite aufzufassen suchte. „Den 11. April nachmittags — schreibt Böttiger — fuhr ich zum letzten Mal nach Oßmannstedt. Alles war dort schon zur Abreise gerüstet, Vieles vorgefertigt. Ich hätte dies Gut wohl eigentlich nie kaufen sollen, sagte Wieland. — Die Phantasie und Fee Mab spielte mir einen ihrer bösen Koboldstreiche. Ich hatte vor 40 Jahren den poetischen Landjunker belacht. Nun ward ich's selbst.“ — Ich wies auf einige Blumentöpfe am Fenster, worin die Erstlinge des dies Mal früheren Frühlings blühten. Er verstand's und sagte: „Sie haben Recht; ich habe diesem

Oßmannstedt doch auch viele selige Stunden zu verdanken. Die ersten 2 Jahre war ich im Genuße aller Art. Dieser reinen Natur- und Genußfülle entkeimte die schönste Blüthe meines Alters, mein Aristipp, der ohne diesen stillen Selbstgenuß, ohne dies heitere Land- und Gartenleben nie empfangen und geboren worden wäre. Er ist mein Liebling, ja er ist mir mehr als Agathon. Und darum verdrießt es mich oft, daß die leidige Politik und die naturphilosophische Hügelsa der jetzigen Wesewelt alle Empfänglichkeit für ein Werk geraubt hat, das, mit griechischer Mischung und Reinheit gedichtet, auch so empfangen werden müßte."

„Wir durchwandelten mit einander den Garten. Dieses Mal war nicht mehr, wie sonst immer bei den ersten Besuchen im Frühling, von jungen Anpflanzungen und neuen Anlagen die Rede. Die Bäume waren in diesem voreilenden Frühjahr mit Knospen übersät. Die jungen Alleen, die den dazu erst geebneten Garten in der Mitte durchschnitten und erst von Wieland mit bedeutendem Aufwand angelegt worden waren, versprachen eine seltene Fruchtbarkeit. Vor zwei besonders sich hervorhebenden Reine-Claude-Bäumen blieb er mit Rührung, ja gleichsam mit Andacht stehen, und rief: wie wird sich Rühn freuen! — Neid kam nie in seine reine Seele. Er zerschlug im Weitergehen mit seinem Gartenstock einen Maulwurfshügel. „Stundenlang“, sagte er, „hab’ ich diese Maulwurfshügel geebnet und Steine weggelesen, so daß ich oft, ganz durchnäßt von Schweiß, die Wäsche wechseln mußte und von meiner Frau tüchtig ausgescholten wurde. Oft hab’ ich den rastlosen Minengräbern aber auch nur zugesehen, und, mit Bewunderung ihres Schatzgräbertalents, ihnen mit Hamlet zugerufen: Canst work in the ground so fast! A worthy pioneer! — mir auch wohl diese und jene Verkörperung aus dem Kapitel der Metempsychose bei meinem Maulwurf gedacht. Nun, auch dieser Zeitvertreib ist vorbei!“ — Wir kamen an das Lustgehölz und Haselstaudeugebüsch, wo die Gräber der Sophie Brentano und seiner Gattin, mit jungen Rosenstöcken umkleidet, sich zeigten. Diese zu verlassen, sie in fremden Händen zu lassen, kostete dem guten Alten manchen Kampf. Eine seiner verwittweten Töchter, die in Führung der Wirtschaft und Leitung des Hauswesens an die Stelle der Mutter getreten war, stand auch mit nassen Augen davor. „Ich traue es,“ sagte Wieland, „dem wackeren Käufer meines Gutes zu, daß ihm die Stätte, wo auch ich einst neben meiner Gattin begraben zu sein wünsche, stets heilig und unantastbar sein werde!“

„Wir besahen noch manches wohlbekannte und durch mannigfaltige Erinnerungen geheiligte Plätzchen.“ „Hier hing Sophie Brentano, diese holde Ophelia, ihrer Schwermuth nach!“ sagte er. — „Hier — wir standen an einer kleinen Terrasse auf der andern Seite des Gartens, wo man auf eine Gemeindetrist und auf die Hintergebäude des Dorfes blickte, — kitzelte meine gute alte Sophie (La Roche), die ja stets etwas zu erzupiren und aufzuschreiben findet, Manches in ihre Schreibtafel, was wir nun auch wirklich schon mit aller ihrer herzlichsten Rebseligkeit mit Druckerchwärze auf Weiß gemalt zu sehen bekommen.“ — „Und hier — indem wir bald am Ende der großen Linden-Allee zum Wohnhause zu an eine große Brücke gelangt waren, wo in dem Schattengewölbe in der Sonnenschwüle es stets kühl blieb — hab' ich mit unserm Herder den Plan zu seiner Aurora für's neue Jahrhundert besprochen, aus welcher nun, dem eisernen Gebot der Zeit gemäß, eine lehrende, strafende *Udrastea* geworden ist.“ — So gingen noch mehrere Erinnerungen an uns vorüber. Jedes Baumes Frucht wußte er genau herzu erzählen. Ein großer Amarellen-Kirschenbaum stand an der Mauer. Ihm ertheilte Wieland besondere Lobsprüche. Von ihm habe er noch mit eigenen Händen seiner alten treuen Freundin La Roche einen Teller voll zum Frühstück gepflückt. Ein großer Korb auf dem kleinen Blumenparterre vor dem Wohnhause hatte ihm allein auf 40 Thaler gekostet. Auch von ihm schien er sich ungern zu trennen. Doch machte ihm der Gedanke, daß der neue Besitzer die Blumen und Feldfrüchte pflücken könne, wo Er nur wildes Gestrüpp und wucherndes Unkraut fand, sichtbare Freude.“ —

Goethe faßt den Schluß des Oßmannstedter Jöyllen-Lebens in seiner würdigen Weise auf: „So muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken; wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theueren Nester auf eigenem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzusehr verflochtene landwirthschaftliche Beforgung aufzugeben und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden;“ — und dann weiter: „Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als ein Mal verdüßert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm kostete, von

ihr entfernt zu sein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und denselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis.“

Noch von Osmannstedt aus hatte Wieland an die Herzogin Mutter geschrieben, die er stets die „wohlthätigste aller Feen“ zu nennen pflegte:

„Es macht mich sehr glücklich, gnädigste Herzogin, daß der Verkauf meines Gutes Eurer Durchlaucht gnädigsten Beifall hat. Das Erfreulichste für mich ist, daß ich Hoffnung habe, durch Beziehung der ehemaligen Privatwohnung einem gewissen Zaubergarten so nahe zu kommen, daß es nur die Vergünstigung eines Schlüssels bedürfen wird, um mit aller Bequemlichkeit, die ich nur wünschen kann, ins Himmelreich einzugehen. Denn das wird für mich immer jeder Ort sein, wo sich die über Alles verehrte und geliebte Fürstin aufhält, deren Huld und herablassende Güte so wohlthätige Sonnenblicke auf den späten Abend meines Lebens wirft.“

Das Haus, welches er nach dem Verkauf von Osmannstedt bezog und im letzten Jahrzehnt seines Lebens bis zu seinem Tode bewohnte, worin er seinen Menander und Glycerion, Krates und Hipparchia, die Euthanasia und die Verdeutschung der Briefe Cicero's schuf, lag dem damaligen Palais-Garten gegenüber, rechts vom Theatergebäude und in geringer Entfernung von Schillers Wohnhause. Von dem Theaterplatz aus sieht man die Siebelseite des Hauses und die Mauer des dazu gehörigen Gärtchens. Es mag dem alten Aristipp im Vergleich mit dem Osmannstedter Schlosse wohl anfänglich ein wenig klein vorgekommen sein, indessen war es hier gewiß viel ruhiger als in seinem früheren Hause in der Stadt, wo ihn der Lärm des benachbarten Erbprinzen-Gasthofes störte. Nach seinem Tode wurde das Haus von seinem Sohne bewohnt; jetzt wohnt in dem oberen Stockwerk seine Enkelin, die Frau General-Auditeur Peucer. Diese Dame, aus deren braunem Auge dieselbe liebliche Heiterkeit schimmert wie aus dem vortrefflichen Bildniß Wielands, welches in einem Zimmer über dem Pianoforte hängt, war freundlich genug, mir die Gemächer des Großvaters zu zeigen, obgleich nichts in denselben im früheren Zustande erhalten und das Haus daher auch fremdem Zutritt nicht geöffnet ist. Das Gärtchen, in welches ich durch eines der geöffneten Hinterfenster blicken konnte, ist, wie mir Frau

Beucer sagte, seit Wielands Tode wenig verändert: ein mäßig großes Plätzchen, geräumig genug für die Schritte eines nachdenklich auf- und niederwandelnden Greises, dem diese Enge vielleicht wohlthat, wenn er aus den labyrinthischen Parkgängen von Tiefurt heimkehrte. Von jenem Fenster aus konnte auch Wieland seine freundliche Fürstin in ihren Gartenanlagen lustwandeln sehen.

Wie innig Wieland diese Fürstin liebte und bewunderte, spricht er an Merck aus: „Es ist und bleibt doch Alles von Wort zu Wort Wahrheit, was wir Beide Gutes von der lieben Frau gesagt haben, Du in Deiner Rembrandischen und ich in meiner Guido'schen Manier, und je länger ich mit ihr existire, je mehr Respect krieg' ich selber für das, was ich vorhin die schwarzen Placken im lebendigen Tableau ihrer Existenz nannte, und je überzeugter werde ich, daß sie, telle qu'elle est, eines der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit ist, das je auf diesem Erdenrund gesehen worden ist.“ — Ein anderes Mal rühmt er sie mit den Worten: „Die Frau ist wirklich eine der besten auf Gottes Boden und ich zweifle sehr daran, daß es unter ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wären und mit welcher Leute unsers Gelichters auf einem honetteren und angenehmeren Fuß existiren könnten. Ich meines Ortes müßte nicht ich, sondern der undankbarste Schurke zwischen Himmel und Erde sein, wenn ich je vergessen könnte, wie viel Gutes sie um mich verdient hat; oder nicht dankbarlich erkannte, was sie zum Glück meines Lebens beiträgt. Ich versichere Dich, daß ich keine Idee davon habe, wie ich den Verlust dieser guten Fürstin aushalten wollte, wenn ich ihn erleben sollte, ehe ich 70 Jahre alt bin.“ — Er überlebte sie um sechs Jahre. Ihren Tod meldete er am 17. April 1807 mit den schmerzlichen Worten: „Sie wissen nun vermuthlich bereits, daß unsere geliebte Fürstin Amalie ihre einst in so hohem Grade Liebe und Ehrfurcht gebietenden Augen für immer geschlossen hat. Sie entschlief am 10. nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr sanft und schmerzenfrei an einem Nervenschlage. Was wir an dieser Fürstin verloren haben, wissen und fühlen Sie gewiß so gut und stark wie ich. Sie war in ihrer Art so gut die Einzige, wie Friedrich II. in der seinigen, und mit ihr verweste einer der würdigsten Zweige des edlen Guelfenstammes. Ihr Tod ist eine Calamität für Weimar und die Musen alle haben wohl Ursache, an ihrem Grabe zu weinen.“

Auch Fernow äußert sich nicht weniger rühmend über sie: „Sie

mußte den Fürsten und den Menschen in sich zu vereinigen. Sie zog die besseren Geister an, wo sie sie fand; das wird nun in Weimar nicht mehr geschehen; und sind Wieland und Goethe einmal nicht mehr, so wird Weimar's Glanz und Ruhm, den Amalia ihm erwarb, nur noch in der Geschichte leben. Wir wollen uns glücklich preisen, daß wir in dieser Zeit gelebt und diese Fürstin gekannt haben; eine bessere sehen wir nicht wieder, auch ihres Gleichen nicht."

In jenem Hause, welches in der Nähe des Theaters steht, starb Wieland. Das Schwankende in seinem Gemüthe, welches, in seiner zarten Sensibilität begründet, seine Charakterstärke beeinträchtigte aber auch mit seiner vielseitigen geistigen Wirksamkeit in Verbindung stand, zeigte sich auch noch im letzten Augenblicke darin, daß er über den Unsterblichkeitsglauben nicht ins Klare gekommen war und dahinschied mit den sceptischen Worten Hamlets: „To be or not to be, that is the question.“

Zur letzten Ruhestätte hatte er sich das Bosket im Dömannstedter Park erkoren. Am Nachmittage des 25. Januar 1813 bewegte sich ein ansehnlicher Trauerzug die lange Lindenallee hinab; hinter dem Sarge, den sechszehn Freimaurerbrüder trugen, ging der älteste Sohn des Verewigten an der Seite des französischen Gesandten; ihnen schlossen sich die Gemeindeglieder des Orts an, sämtliche Brüder der Loge Amalie und eine große Anzahl von Wieland's Freunden, und unter dem Geläute der Dorfkirchenglocken und dem Gesange des Weimariſchen Chors haben sie ihn an jener Stelle bestattet.

Der Begräbnißplatz Wieland's im Dömannstedter Garten ist jetzt Weimariſches Stadteigenthum; das eiserne Gitter, welches denselben umschließt, wurde aus Mitteln der Brentano'schen Stiftung hergestellt.

Eckermann erzählt, daß der Oberbaudirector Coudray 1827 die eiserne Einfassung des Grabes, mit welcher er beschäftigt gewesen, Goethen vor Augen hingezeichnet hätte, und Dieser hätte nachher geäußert: „Da ich in Jahrtausenden lebe, so kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre. Ich kann nicht an eine Bildsäule denken, die einem verdienten Manne gesetzt wird, ohne sie im Geiste schon von künftigen Kriegeren zerſchlagen und umgeworfen zu sehen. Coudray's Eisenstäbe um das Wieland'sche Grab sehe ich schon als Hufeisen unter den Pferdefüßen einer künftigen Cavallerie blinken, und ich kann noch dazu sagen, daß ich bereits einen ähnlichen Fall in Frankfurt erlebt habe. Das Wieland'sche Grab liegt überdies viel zu nahe an der Elm; der Fluß braucht in seiner raschen

Biegung kaum ein hundert Jahre am Ufer fort zu zehren, und er wird die Todten erreicht haben." —

Es ist ein wunderbar heimisches Plätzchen und alte Freuden und alte Schmerzen erwachen wieder in unserer Seele, wenn wir, von der frommen Pilgerfahrt ermüdet und bestäubt, uns auf dem steinernen Ruhebänkchen niederlassen. Da säuselt es wie Klagestimmen durch das Buchenlaub und wie Trostworte vernimmt man dazwischen das Geplauder der Flm. Dicht neben uns ist ein Ruheitz unter einem alten Baume, von wo aus der Geschiedene oft hinausblickte in die ferne Landschaft, die noch immer besteht in ihrem jährlichen Wechsel, immer verjüngt und fortlebend, während Er, der sie mit dem geistigen Auge beherrschte, dahinsinken mußte. Und von der anderen Seite her dringt zu uns das geschäftige Getöse des jetzt aus reichlichen Mitteln verwalteten Güterwesens, für dessen Erhaltung Er mit Freuden und Kummer sorgte, um sich von den Nachlebenden nichts weiter auszubedingen, als das stille umgitterte Plätzchen.

In der Mitte der in einem Dreiecke bei einander liegenden, mit Blumen bepflanzten Grabhügel steht eine dreiseitige Pyramide, oben mit einer stumpferen Spitze versehen. Die nach Sophie Brentano's Grabe gefehrte Seite zeigt einen Schmetterling, von einem Rosenfranze umgeben; die dem Hügel der Gattin zugekehrte Seite enthält zwei in einander gelegte, von einem Eichenfranze umschlungene Hände; eine geflügelte Lyra deutet die Schummerstätte des Dichters an.

Die Inschriften auf den drei Seiten lauten:

Anna Dorothea Wieland, geb. Hillenbrand, geb. am 8. Juli 1746, gest. am 9. Novbr. 1801.

Christoph Martin Wieland, geb. am 6. September 1733, gest. am 20. Januar 1813.

Sophie Brentano, geb. am 15. August 1776, gest. am 20. Sept. 1800. — Um die drei Seiten vertheilt, steht das von Wieland ver-

faßte Distichon:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

So ruhen sie gemeinsam: die treue, vortreffliche Hausfrau und Gefeährtin; die in der Blüte geknickte Pflanze; der vielseitigste Mehrer der deutschen National-Literatur, der sich selber das Zeugniß gab: „Ich habe seit funfzig Jahren eine Menge Ideen in Umlauf gesetzt, die den Schatz der Nationalcultur vermehrt haben und nun gar nicht mehr den Stempel ihres Urhebers tragen; das ist mein Verdienst.“

Ueber Wieland äußerte bei seinem Hinscheiden Goethe gegen Falk: „Es ist etwas um die Erlangung so geistig zarter Gesinnungen, wie sie in Wielands Seele so angenehm vorherrschten; es ist etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle mit einander übertraf! Vom Untergange solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie.“ —

Bei der Gedächtnisrede, die er dem Entschlafenen in der Loge der Freimaurer hielt, wünschte Goethe die düstere Umgebung verwandelt in einen heiter geschmückten Saal mit Teppichen und munteren Kränzen, zum Zeugniß, daß Derjenige, der in heiterer Umgebung gelebt und demgemäß auch von uns geschieden, mit dem Ausdruck der Freude zu bestatten sei. So dachte über den lebenswürdigen Dichter der erhabene Bruder und Freund, der auch am Grabe das Memento vivere! vorangestellt wissen wollte. Und solch ein Memento ist die Grabstätte zu Oßmannstedt, mitten im Hain gelegen, heiter geschmückt mit Teppichen und munteren Kränzen. — „Dorthin — sagt Goethe weiter — haben die verehrten Brüder ihn begleitet und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollen.“

II.

Tiefurt.

Der Lehrer Künzler in Dörmannstedt, ein intelligenter und gebildeter Schulmann, geleitete mich und meinen Knaben auf den Weg nach dem etwa eine Stunde weit gelegenen Tiefurt und gab mir die nächste Richte. Der Weg geht über Feld, zur rechten Hand bleibt die Eisenbahn, linker Hand fließt gleichlaufend die Elm; letztere überschreitet man bei Denstedt und nun behält man dicht zur rechten Hand das unter Gebüsch dahin plätschernde klare Flüsschen. Von Klein-Kromsdorf kann man einen Richtweg einschlagen, welcher links ab durch Wiesenland gerade in den Tiefurter Park führt.

Das Kammergut Tiefurt, $\frac{3}{4}$ Stunden östlich von Weimar, liegt zu beiden Seiten der Elm, zwischen Wald, Hügeln und Wiesen. Das kleine Lustschloß ist jetzt von den emporgealterten Bäumen so überragt, daß es sich aus der Ferne wohl kaum gewahren läßt; wenigstens suchte ich vergebens den Standpunkt, welchen Knebel mit den Worten bezeichnet: „Der Künstler sollte es von der Höhe genommen haben, rechter Hand, ehe man über die Brücke zum Dorf kommt — so daß man die Brücke, den Fluß, Garten und Dorf zugleich gesehen hätte. Der Fluß ist hier ein Haupttheil, wie auch die ansteigende Höhe.“

Als Knebel mit seinem Zögling, dem Prinzen Constantin, von der Reise nach Paris zurückkehrte, nahmen sie ihren Wohnsitz auf dem kleinen Gute Tiefurt. „Knebel — bemerkt Böttiger — machte den Hofstaat des Prinzen Constantin in Tiefurt sehr liberal, hatte wöchentlich mehrmals offene Tafel, bildete den Prinzen zum Dilettanten in den Musenkünsten und reichte immer nicht mit dem Gelde des Prinzen aus.“ Der Garten stand Jedermann offen, ungebetene Gäste mußten bis ein Uhr warten, um welche Zeit der Unterricht des Prinzen beendigt war. Den Harrenden wurden jedoch Erfrischungen gereicht. Knebel nahm dem Gute seinen bäuerlichen Anstrich und richtete es

allmählig, namentlich durch die Anpflanzungen im Park, auf herrschaftlichem Fuß ein. Die Herzogin Amalie wirkte eifrig zur Verschönerung mit, denn sie weilte gern hier und brachte jede Woche einen Tag hier mit ihrem Gefolge zu. Auch Karl August nebst seiner Gemahlin verweilten oft Wochen lang in Tiefurt.

Amalie's heitere Lebenslust ließ es auch hier nicht an Festen, Illuminationen und anderen Vergnügungen fehlen, wobei es stets auf eine abwechselnde Geistesunterhaltung abgesehen und zugleich auf die Jahreszeit und Localität Rücksicht genommen war. Auf einer Stumbrücke war ein Tanzsaal eingerichtet; zuweilen wurden auch Expeditionen in die Umgegend unternommen und eine Fahrt nach Tennstädt zur Frau von Lynker, welche die Herzogin mit Wieland und einigen Hofdamen auf einem Heutwagen machte, wurde noch dadurch belustigender, daß unterwegs ein Gewitter losbrach und die Damen in ihrer sommerhaften Kleidung bis auf die Haut durchnäßte; die Herzogin suchte sich, zum Ergötzen der Uebrigen, mit Wieland's Ueberrock zu schützen.

Knebel verblieb mit dem Prinzen drei Jahre lang, wohl bis gegen Ende des Jahres 1778, Sommer und Winter in Tiefurt. Im Sommer 1778 meldet Wieland an Merck von einer großen Wasserfluth, welche auch das Gartenwesen zu Tiefurt übel zugerichtet habe.

Herzogin Amalie wohnte in den folgenden Jahren fast beständig zur Sommerzeit in Tiefurt. Sie lebte hier äußerlich wie jede andre Gutsbesitzerin, in bürgerlicher Einfachheit, ohne fürstlichen Aufwand aber in jenem reichen geistigen und ästhetischen Verkehr, dem sie einen stets neu belebenden Reiz zu verleihen wußte. So wurde sie die eigentliche Schöpferin der goldenen Zeit Weimars.

„Unsere liebe Herzogin Amalie — berichtet Wieland im Sommer 1781 an Merck — rusticirt seit des Prinzen Abreise zu Tiefurt, ganz allein mit Thunselben und zwei Bedienten. Du stellst Dir also leicht vor, daß ich so ziemlich zwischen Tiefurt, meinem Schreibtisch und meinem Garten tripartitus bin.“ — Im nächsten Frühling schreibt die Herzogin an Knebel: „Ich werde den Sommer wieder in Tiefurts Hainen zubringen; werde ich Sie auch da finden?“ — Ihr Aufenthalt zu Wörlitz hatte sie angeregt, ihrem geliebten Tiefurt einen ähnlichen Park zu schaffen. „Sie müssen wissen — schreibt sie wieder an Knebel — daß meine Imagination etwas gelitten hat, dennoch ruhe und raste ich nicht, bis ich Tiefurt in einen beinahe ähnlichen Zustand wie Wörlitz gebracht. Das Lohhölzchen wurde umgeschaffen und in einen solchen Zustand gesetzt, daß Faunen und

Nymphen sich nicht zu schämen brauchen, ihren Aufenthalt darin zu nehmen. Ich will Ihnen einen Plan schicken, den mir Goethe für die Entrée in den Garten hat machen lassen, die, wie sie wissen, etwas enge im Raum ist." — Von gleichen Bestrebungen vermeldet sie im Oktober folgenden Jahres: „Mich hat der Genuß meines Tiefurt wieder gefreuet; der herrliche Herbst, den wir haben, macht, daß ich jetzt noch größere Freude daran habe, als in den allzu heißen Sonnenstrahlen dieses Sommers. Ich bin jetzt sehr mit Anpflanzungen und mit Bauen beschäftigt; ich habe eine ganze Wand von Felsen am Ufer und im Lohholz anbauen lassen. Wie wünschte ich, daß Sie es sehen könnten! gewiß würde es Ihre Approbation haben, denn wirklich, es macht einen gar schönen Effect." — Fast um dieselbe Zeit erwähnt aber Karl August in einem Briefe an Merck der zu großen Stille in Tiefurt mit den Worten: „Von Tiefurt sind indessen ganz betrübte Nachrichten eingelaufen. Man sagt, daß die amateurs, Kenner und gens de lettres so karg würden, daß sie auf dreißig Meilen einen Geruch von sich geben." — Im Sommer 1785, als Weimar ziemlich verwaist war, suchte sich die Herzogin Amalie mit ihren Getreuen: Fräulein v. Göchhausen, Wieland, v. Einsiedel und Deser in Tiefurt zu unterhalten. Ueber den Letzteren schreibt sie an Merck: „Unterdessen, daß Sie und fast Alles von hier diesen Sommer herumschwärmen, habe ich mich in mein kleines Tiefurt zurückgezogen und mein Gesellschafter war der alte Professor Deser von Leipzig, der fünf Wochen bei mir wohnte und bei dem Einem auch bei dem unfreundlichsten Wetter, das uns diesen Sommer heimsuchte, keine Stunde zu lang wird."

Sophie la Roche brachte bei ihrem Besuche in Oskmannstedt auch einen Tag mit Wieland bei der Herzogin Amalie in Tiefurt zu. Im Jahre 1804 ließ sich sogar — wie die Göchhausen vermeldete — „eine lebendige Königin dort sehen;" es war die Königin Mutter von Preußen, die es sich nicht nehmen ließ, Tiefurt zu besuchen. „Nun, denken Sie sich den Goldelpolder in Tiefurts Bezirk! — schreibt die Göchhausen an Böttiger — die Gsel schrieen, die Kühe brüllten, die Gänse schnatterten und die Hühner machten glu, glu, glu! Alles sang Hymnen nach seiner Art." — Im folgenden Jahre weilte Dr. Gall längere Zeit in Tiefurt und wurde von Allen lieb gewonnen; „Er hat — schreibt Fernow — der Herzogin persönliches Zutrauen gewonnen, nun traut sie auch seiner Lehre." Fast zu derselben Zeit befand sich der geistreiche und gelehrte Franzose Mr. le Sénateur Gregoire auf

zwei Tage zum Besuch in Tiefurt und äußerte sich beim Abschiede in den schmeichelhaften Worten: „On ne part point de Tiefurt, on s'en arrache!“ — Seine Landsleute kamen schon im nächsten Jahre in großer Menge und zwar als ungebetene Gäste. Bei der Plünderung Weimars blieb auch das reizende und friedliche Tiefurt nicht vor der Verwüstung verschont. Fernow schildert das Mißgeschick: „In Tiefurt ist es desto ärger hergegangen. In dem dortigen Wohnhause der Herzogin ist Alles geplündert und zerschlagen; die Zeichnungen im Speisesaal hat man aus den Rahmen weggenommen. In dem neuen artigen Salon ist Alles ruiniert; eine Kanonenkugel ist über dem Kamin durch die Wand und den daran befestigten großen Spiegel gefahren. Der Gärtner Klinger hat Alles verloren.“

So tobt die Kriegsfurie und die Rohheit überhaupt gerade am liebsten gegen geheiligte und klassische Stätten, gegen die Denkmäler der Wissenschaft und Kunst. Ein barbarischer Soldat ließ das zerstörende Geschloß auf den herrlichen Tempel der Athene richten und die protestantische und puritanische Bilderstürmerei geschah nicht nur aus religiösem Fanatismus gegen das Gepränge des Papstthums sondern auch aus vandalischem Haß gegen die Kunst. Die Stätten, die wir hier schildern, die klassischen Stätten der herrlichsten deutschen Culturepoche, mögen schon in nicht zu langer Zeit dasselbe Schicksal zu erwarten haben, wie die Monumente aus dem goldenen Zeitalter eines Pericles oder Augustus.

In der Zeit, als die Pflegemutter der deutschen Literatur ihre Getreuen um sich versammelte, nahm die Schauspielkunst eine der ersten Stellen unter den Musen ein. Die Herzogin hatte eine kleine Bühne errichten lassen, gewöhnlich aber benutzte man die Scenerie der Natur und spielte im Freien. Meistens waren es Schattenspiele oder Schäferspiele, Charaden, französische Lustspiele, übermüthige Poffen, zuweilen improvisirte Stücke, die in der „Mooshütte zu Tiefurt“ zur Aufführung kamen; doch kamen auch zuweilen ernstere Kunstwerke an die Reihe und auch Goethe's Iphigenie wurde hier gegeben, worin der Prinz Constantin, welcher auch zuweilen an diesen theatralischen Aufführungen theilnahm, zuerst den Phylades spielte.

Am 28. August 1781, zur Feier von Goethe's Geburtstage, ließ die Herzogin zur Eröffnung des Tiefurter Theaters in der Mooshütte ein großes chinesisches Schattenspiel: „Die Geburt der Minerva“, aufführen, wobei die Charaktere von lebenden Personen, die sich hinter einem durchsichtigen weißen Vorhang bewegten, dargestellt wurden.

Sextendorf hatte die Musik zu dem Stück componirt. Jupiter (Maler Kraus) leidet, weil er die Metis verschlungen hat, an entsetzlichen Kopfschmerzen. Vergebens reicht ihm Ganymed die Nektarschale zur Heilung, er muß Askulap und Vulkan zur Hülfe rufen. Letzterer (der Herzog selber) zersplittert mit einer Eisenstange seinem kranken Vater den kolossalen Pappenkopf, und aus dem zertrümmerten göttlichen Schädel steigt Minerva (Corona Schröter) hervor, aus kleiner Gestalt allmählig sich zu ganzer Höhe emporrichtend und unter Musik und Chorgesang von allen Göttern feierlich empfangen. Die Neugeborne verkündet aus dem Buche des Schicksals den 28. August als den glücklichen Tag, an welchem der Welt einer der weisesten und besten Männer geboren worden. Sie überreicht dem geflügelten Genius, der, Goethe's Namen tragend, in den Wolken erscheint, die Leier Apoll's und die Kränze der Musen, auch Momus bringt ihm die Peitsche als Zeichen seiner Gunst und in vielen geistreichen Anspielungen erhielt der Goethe'sche Genius die ehrenvollste Anerkennung.

Folgende ausführliche Recension über dieses aufgeführte Stück giebt Wieland in dem Tiefurter Journal:

„Meine gnädige Damen
wie auch

Hoch- und vielgeehrte Herren!

„Ich kann mich als ein wahrer deutscher, in specie weimari-scher Patriot, der ich bin, nicht entbrechen, über diese ebenso glückliche, wie unverhoffte, vorgestern als den 28. August 1781 erfolgte solenne Eröffnung und Inauguration des neu erbauten Tiefurter Hof- und Waldtheaters, Ihnen als den resp. Beschützern, Beförderern, Priestern und Priesterinnen der Tiefurter Musen meine aufrichtigen und ergebensten Glückwünsche abzustatten. — Wenn ich bedenke, daß da, wo jetzt das neue Odeum, dieser wie durch einen Feenstab hervorgebrachte Tempel der tragi-komiko-pantomimisch-skiagraphischen Muse, unsern erstarrten Augen entgegenglänzt, einen Augenblick zuvor nur eine kleine Einfiedlerhütte stand; wenn ich betrachte, daß die von allen Zuschauern bewunderte Vorstellung, der erste Versuch dieser Art, das Stück (wie alle mit dem Stempel der Genialität bezeichneten Leibes- und Geistes-producte) das Werk eines Moments, das Programm die Arbeit einer Stunde und der ganze Umfang der Zurüstungen, die ein solches Schauspiel voraussetzt, das Resultat von 2 bis 3 Tagen war, so schwillt mein Herz von edlem väterlichen Stolz, ich fühle die hohe Vorzüglichkeit unserer ebenso empfindungsreichen als arbeitsamen Nation

vor allen andern Völkern der Welt und ich freue mich, trotz den aufgeblasensten unter allen deutschen Micheln in Ober- und Niederdeutschland, daß auch ich die unverdiente Ehre habe, ein Deutscher zu sein. — Ich möchte nicht gerade darauf angesehen werden, als ob ich unserer Nation oder den Impressarien des neuen Tiefurter Waldtheaters ein Compliment auf Unkosten einer so witzigen und artigen Nation, wie die Deutschen sind, machen wollte, aber ich kann mich doch in meinem Vergnügen über „Minervens Geburt und Thaten“ nicht entbrechen zu denken, mit welchem Entzücken dieses Stück in Paris würde aufgenommen worden sein. Dieses genialische und (zu ihrem Glück) so leicht und in so hohem Grade amüsable Volk würde an einem Stücke, wie das unsrige, worin das Wunderbare mit dem Natürlichen und die Belustigung mit dem Lehrreichen auf eine so seltene Art vereinigt ist, — in einem ganzen Jahre sich kaum satt sehen können. — Unsere berühmte deutsche Gleichmüthigkeit, Kaltblütigkeit und wie soll ich's nennen? erlaubt mir zwar nicht, über irgend etwas, so neu und schön und erhaben es auch immer sein mag, in eine merkwürdige Entzückung zu gerathen, indessen habe ich doch mit großem Vergnügen wahrgenommen, daß das Stück bei allen Anwesenden große Wirkung gethan und das Einzige, was das häufig zusammengedrängte Volk noch hätte wünschen mögen, war bloß, daß etwa noch zum Beschluß ein kleines Unglück geschehen, der Saal eingestürzt oder das Theater in Brand gerathen wäre — als wozu wenigstens, was das Einstürzen betrifft, die gutherzigen Leute durch ihr neugieriges Zubrängen ihr Möglichstes nach Kräften beizutragen geiffen waren. — Da es über meine Kräfte geht, ein Stück, das gewissermaßen und in seiner Art schwerlich jemals seines Gleichen gehabt hat, nach Würden zu loben und sowohl der Dichter wie die Schauspieler, der Architect, der Decorateur, die Maschinisten und der Lichtputzer (als dessen Amt bei einem Schattenspiel gewiß nicht unerheblich ist) sammt und sonders das Ihrige unverbesserlich gethan haben: so werden Sie, meine Damen und Herren, mich ganz gern der unnöthigen Mühe überheben, mich an eine stückweise und ausführliche Anpreisung und Anzeige dessen einzulassen, was mir an der Vorstellung vorzüglich merkwürdig gewesen. Wo Alles schön ist, da ist es schwer zu sagen, was Einem am besten gefallen hat, so wie Einer, der durch einen Dornbusch geht, nicht wohl sagen kann, welcher Dorn ihn gestochen hat. Indessen bitte ich doch um Erlaubniß, bloß in Rücksicht auf die Art, wie der Vater der Götter und der Menschen ad vivum dargestellt worden, die Anmerkung

zu machen, daß die von Jedermann bewunderte und von dem gemeinen menschlichen Ebenmaß so stark abstechende Proportion des Kopfes zu den übrigen Gliedmaßen in meinen Augen ein *trait de génie* ist, welcher nicht genug bewundert werden kann, denn da Jupiter die ganze Welt regieren soll und man zu solchem Geschäft wahrlich nie Kopf genug haben kann, so hat der Künstler durch diese auch nach Minervens Geburt fortbauende und also dem Jupiter natürliche Größe des Kopfes den König der Götter auf eine Art charakterisirt, welche selbst einem Homer und Phidias Ehre machen würde. Sein Jupiter ist, so zu sagen, lauter Kopf; Leib und Füße, als Dinge, die er mit uns Menschlein gemein hat, kommen dagegen in gar keine Betrachtung; sie sind als bloße Nebenwerke anzusehen, welche, weil sie die Aufmerksamkeit des Beschauers gar nicht erregen sollen, von dem Kopfe als der Hauptfigur gänzlich verdunkelt und unscheinbar gemacht werden. — Noch einen Meisterzug habe ich in dem Profil dieses Jupiters bewundert, welchem der Künstler einen Ausdruck von Unbefangtheit, Gleichmüthigkeit und sorgloser Sicherheit gegeben hat, der ihn zu einem wahren *bon dieu* oder, wenn dieser Ausdruck erlaubt sein kann, zu einem *bon diable de dieu* macht. Es wird dadurch angedeutet, daß Jupiter als oberster Weltregent und König sich versichert, daß Alles gut geht, daß allen Leuten so wohl ist wie ihm, und daß er also für nichts zu sorgen braucht und sein großes Haupt der Glückseligkeit seiner Unterthanen halber ruhig auf sein Kissen oder in den Schooß irgend einer holden Leda, Danae oder Kalista legen darf. Solche treffenden Züge sind es, die den wahren Künstler über die gemeinen Werkmeister erheben und ihm für die Unsterblichkeit Gewähr leisten. Damit ich aber gleichwohl durch ein ganz unbeschränktes Lob nicht unverdienter Weise in den Verdacht komme, als ob ich Einer von denen sei, welche nur loben können, weil sie nichts zu tadeln wissen, so bitte ich Sie, meine Herren und Damen, um Erlaubniß, einen einzigen Fehler zu bemerken, der allen anwesenden Kennern der griechischen Alterthümer nicht anders als anstößig sein konnte und um so mehr sein mußte, da sonst in der Art, wie alle übrigen Gottheiten, besonders die neugeborne Minerva dargestellt und bezeichnet wurden, die allergenaueste Uebereinstimmung mit dem griechischen Götter-Kostüm mit Vergnügen zu bemerken war, und dieser Fehler ist, daß die Liebesgöttin (deren Tauben durch die gute Art, wie sie angefliegen kamen, von so hoffnungsvoller Vorbedeutung waren), daß, sage ich, die Mutter der Liebesgötter (ich erröthe, daß ich es sagen muß) in einem Aufzuge er-

schien, welcher dem Negligé einer Wäscherin und Gras=Nymphe ähnlicher sah, als dem einzigen Putz, der sich für die Göttin der Schönheit ziemt. Ich brauche mich hoffentlich nicht deutlicher zu erklären, aber ich kann nicht umhin, zu wünschen, daß bei etwa künftigen dergleichen Vorstellungen das Decorum oder Kostüme der Venus, die außer ihrem Gürtel mit keinem andern fremden Schmucke beladen sein darf, besser beobachtet werden möchte. An Schönen, welche zu dieser Rolle tauglich sind, kann es an einem der Schönheit der Frauenzimmer wegen so berühmten Orte nicht fehlen, und wollte ich allenfalls (jedoch Anderen an ihren Ansprüchen und allenfalligem näheren Recht unbeschadet) die holde Jungfrau M. N., welche als Artemisia bereits so viel Eindruck auf das Publikum gemacht hat, unmaßgeblich dazu vorgeschlagen haben.

„Sollte jedoch die löbliche Tugend der Demuth keiner von unsern Schönen erlauben wollen, sich in einer solchen Rolle gleichsam als eine Nebenbuhlerin der Schönheitsgöttin darzustellen, so dünkte ich meinen geringen Orts, daß es noch immer besser wäre, etwa einen Gypsabguß von der mediceischen Venus mittelst der erforderlichen Anstalten auf die Schaubühne zu bringen und mit derselben das gehörige Manöver zu machen, als wie auf die Art, wie bei der neulichen Vorstellung geschehen ist, den Liebhabern und Kennern des Antiken ein Vergerniß zu geben. — Einige vielleicht allzu spitzfindige Kunstrichter haben auch dafür halten wollen, als ob es besser gewesen wäre und einen weit größern Effect gemacht haben würde, wenn die Cule oder vielmehr der Rauz der Minerva anstatt durch eine bloße Nachahmung von Pappé durch eine lebendige Person dargestellt worden wäre, als wozu es an tauglichen Subjecten, Gott sei Dank! hiesigen Orts nicht gebricht. Es wäre dies, sagen diese Herren, um so nöthiger gewesen, da das Programm ausdrücklich sagt, daß die Cule sich präsentiren werde, um Minerva Kammerjungferdienste zu thun, wozu bekanntermaßen eine wirkliche Person, so sehr sie übrigens auch Rauz sein mag, sich allerdings besser zu schicken scheint, als eine von Pappé. — Ich meines Orts lasse diesen Tadel Dero eigenem Ermessen anheimgestellt und vereinige übrigens schließlich meine Wünsche mit denen des ganzen Publikums, daß das an einem Tage von so glücklicher Vorbedeutung, wie der 28. huj. mit so glänzendem Succèß eingeweihte Tiefurter Waldtheater lange stehen und blühen, und die Unternehmer, nach einem so wohl gelungenen ersten Versuche in der stagiographischen Schauspielkunst, sich durch den erhaltenen allgemeinen Beifall

aufgemuntert finden mögen, uns noch durch viele folgende Meisterstücke dieser Art glücklich zu machen.

Ich habe die Ehre u. s. w. (was Brauch ist).

Ein Ungenannter.“

Bald darauf folgte ein von Goethe angeordnetes und mit erklärender Rede versehenes Zauberstück, „Das Urtheil des Midas“, worin Midas seine Gselsohren mit einer Perrücke zudeckte, welche die Muse wieder zu entfernen suchte.

Im Juli 1782 wurde eine Operette oder — wie Goethe es nennt — ein Wald- und Wasser-Drama „die Fischerin“ im Tiefurter Park aufgeführt. Goethe hatte, wie er selbst sagt, das Stück, „von Thorheit und Weisheit angetrieben“, verfaßt. Er hatte demselben mehrere von Herder übersezte Volkslieder eingefügt und schickte es dem Freunde am Tage vor der Aufführung mit einer Zuschrift. Corona Schröter, von welcher die Musik war, sang das Dortchen, Aulhorn war der alte, Seidler der junge Fischer. Der Schauplatz war am Ufer der Elm, in der Nähe der Brücke und auf dem mit Jackeln beleuchteten Flusse. Unter den hohen Erlen am Flusse waren Fischerhütten angebracht. Die in großer Menge herbeigeströmten Zuschauer drängten sich auf der Brücke zusammen, so daß diese einstürzte; Niemand kam dabei zu Schaden und die lustig Verunglückten wurden nur ausgelacht.

Goethe schreibt über dieses Stück an Merck: „Ehestens wirst Du ein Wald- und Wasser-Drama zu sehen kriegen. In Tiefurt aufgeführt, thut es sehr gute Wirkung; übrigens verzeih, wenn es wie ein Protokoll traktirt ist.“ — Zur selben Zeit berichtet darüber Fräulein von Göchhausen an denselben Freund: „Beikommende Operette von Freund Goethe, hier in Tiefurt vor einigen Wochen aufgeführt. Der schöne Abend, die Musik und Beleuchtung machten das Ganze zu einem sehr artigen Divertimento.“

Die Aufführung in dem frischen Walde, an den Ufern eines lebendig rauschenden Flusses, unter beweglichem Jackellicht, bei nahe und fern loderndem Feuer, mit Schein und Widerschein, tiefem Dunkel und grellen Schlaglichtern wechselnd, muß in der That von schöner Wirkung gewesen sein.

Dortchen, nachdem sie das Lied vom Erbkönig gesungen, erwartet mit Ungeduld die ausbleibenden Mannsleute und schmäh't über ihre Gleichgültigkeit. Endlich kommt sie auf den Einfall, sich zu verstecken, ihr Hütchen in's Gebüsch zu hängen und einen Eimer auf das Brett

zu stellen, so daß es aussehe, als ob sie ertrunken sei. Die Fischer kehren zurück, Niklas singt das Lied vom Wassernix: „O Mutter, guten Rath mir leih, wie soll ich bekommen die schöne Maid?“ Aber nach dem Schlußverse:

„Noch lange hörte am Lande sie
Wie das schöne Mädchen im Wasser schrie.
Ich rath' euch Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Wassermann,“ —

da überfällt Alle die Angst; sie rufen nach Dortchen:

„Gilt nur geschwinde!
Lauf nach dem Reusen!
Wohl blieb sie hangen:
Und zündet Schleisen
Und brennet Fackeln
Und Feuer an!“

Die höchste Wirkung des Stückes gipfelte in dem Moment, als nun die herbeigerufenen Fischer sich mit Fackeln und Lichtern am Ufer oder auf Rähnen über den schlängelnden Fluß verbreiteten, als auch allmählig in der Ferne die brennenden Schleisen erschienen, als flackernde Feuer auf der vorspringenden Landzunge sichtbar wurden, die nächsten Gegenstände grell beleuchteten und sich im Wasser abspiegelten. Das Stück endet mit einer Verlobung zwischen Niklas und Dortchen, und mit einem komischen Schlußgesang im Volkston: „Wer soll die Braut sein? Gule soll Braut sein.“ Der letzte Vers: „Was soll die Aussteuer sein? der Beifall soll die Aussteuer sein!“ war an die Zuschauer gerichtet, welche die ganze leuchtende Scene überschauen konnten und am Ende das ganze Tableau noch ein Mal aufblodern sahen.

Um die Wirkung des Stückes zu begreifen, muß man die Accidents der Natur, welche Goethe in genialer Weise benutzt hatte — den Schauplatz gesehen haben und sich denselben lebhaft vergegenwärtigen können. Der Text (im 11. Bande der kleinen Stuttgarter Ausgabe) erschien 1782 in einer Weimarer Ausgabe unter dem Titel: „die Fischerin, ein Singspiel. Auf dem natürlichen Schauplatz zu Tiefurt vorgestellt.“

Fast gleichzeitig mit der Eröffnung des Tiefurter Theaters, nämlich am 15. August 1781 angekündigt, begann das handschriftliche Tiefurter Journal, welches in wöchentlichen Nummern, zuerst am 18. August ausgegeben wurde. Das Abonnement geschah bei dem Gärtner von Tiefurt entweder mit mindestens einem Goldstück oder mit anonymen Beiträgen. Es enthielt humoristische Aufsätze, Gedichte,

Räthsel, Charaden, Anekdoten und Uebersetzungen, auch manches werthvolle Stück von Wieland und Goethe und zeugte durchweg von dem heiteren Sinn der geistvollen Theilnehmer. Manches ist nachher in den Werken der Verfasser, Anderes in Weimars Album gedruckt erschienen. Von dem Journal haben sich mehrere Abschriften erhalten; das vierzigste Stück, enthaltend Goethe's Gedicht „Edel sei der Mensch“ und das Distichon „Entschuldigung“, ist noch als Original-Manuscript in Besitz Sal. Hirzel's in Leipzig.

Die Mitglieder der Tiefurter Tafelrunde waren Wieland, Herder, Gotter aus Gotha, Einsiedel, Frau von Kalb, Fräulein von Göchhausen, Bode, Bertuch, Geheimrath Voigt und Andre. Goethe gehörte, wie nicht zu bezweifeln ist, zu den beliebtesten Gästen in Tiefurt. Im Mai 1776 schreibt er an Auguste von Stolberg: „Nach zwei Uhr ging Alles nach Tiefurt, wo der Prinz sich hat ein Pachtgut artig zurecht machen lassen. Die Bauern empfingen ihn mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffern, Serenaden. Wir waren vergnügt und ich hatte das Glück, Alles sehr schön zu sehen.“ — Am 22.: „Gestern wieder nach Tiefurt; die regierende Herzogin war dort. Der Herzog und noch Einige blieben die Nacht draußen.“ Später meldet er einmal, daß er zu Fuß nach Tiefurt gegangen sei und „gute Erfindung gehabt“ habe. Ein seltener Gast in Tiefurt war Schiller, der überhaupt zu dem Hofreise keine innige Zuneigung zu fassen und dem Geiste der Herzogin Amalie nur eine bedingte Anerkennung zu zollen vermochte.

Der unentbehrlichste Freund der Herzogin war aber Wieland. Er war in Tiefurt heimisch und nahm dort seinen Wohnsitz, als er sich über den Verlust seiner Gattin und den Verkauf seines Gutes zu trösten suchte. „Er nahm Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt und betrachtete sich nun als Glied des Hauses und Hofes,“ — sagt Goethe von ihm; er selber schreibt in gleichem Sinne an Götschen: „Ich lebe seit Anfang des Juni bei meiner gütigen Herzogin in ihrem elydischen Tiefurt, welche mit einer, an Personen ihres Standes vielleicht beispiellosen Zartheit, Schonung, Aufmerksamkeit, Achtung und Freundschaft ihr Möglichstes thut, mich zu erheitern und vergessen zu machen, daß ich, ohne meine Alceste (die mir kein Hercules wiederbringt) wohl zuweilen glücklich scheinen aber nicht glücklich sein kann.“

Die Herzogin ließ die Büsten ihrer Lieblinge Wieland, Goethe und Herder in Tiefurt aufstellen. „Sie müssen wissen, — schreibt sie im März 1782 an Knebel — daß ich unsre drei Genien ihre Büsten

in dem Lohhölzchen aufgestellt habe und Billoison bat, er möchte die Inschriften dazu machen. Da nun seine Feder einmal angefaßt und unaufhaltfam fortläuft, so habe ich denn auch ein ganzes halbes Duzend davon bekommen." — Der Herzog schreibt darüber in seiner launigen Art an Merck: „Inschriften wurden ausgeheckt.“ Den Geschmack an Inschriften im Sinne des Alterthums hatte ohne Zweifel Goethe angeregt. Billoison, dem die Ausführung übertragen wurde, war ein französischer Schönegeist, der sich ein Jahr in Weimar aufhielt. „Der theure Billoison, — schreibt die Herzogin — der durch seine wohlgenährte Behaglichkeit etwas beschwerlich aber doch auch wiederum durch seine Wissenschaft und kindliche Gutmüthigkeit lieb wird, gefällt sich bei uns noch sehr.“ — Obgleich er seine Kleidung vernachlässigte, um desto mehr Mittel für philosophische Bücher aufwenden zu können, wurde er in den Hofkreisen wohl gelitten, weil er eine außerordentliche Tüchtigkeit in den alten Sprachen besaß, wofür ihn auch die Jenaische lateinische Gesellschaft zu ihrem Mitgliede ernannte, besonders aber weil er seinen neuen Freunden eine herzliche Theilnahme schenkte und ihnen auch in seinen „Epistolae Vimarienses“ ein verschwenderisches Lob spendete.

Im Park findet sich jetzt nur noch eine Büste Wieland's von Gyps, welche, überaus ähnlich, zu dem Standbilde von Gasser, welches auf dem Wielandsplatze in Weimar steht, zur Hülfe genommen werden konnte, obgleich dort der Dichter in viel jüngerm Lebensalter dargestellt ist. Sie steht auf hölzernem Postament, worauf die Verse von Goethe als Inschrift:

„Wenn zu den Reihen der Nymphen,
Die eine Mondnacht versammelt,
Sich die Grazien heimlich
Von dem Olympe gesellen,
Hier belauscht sie der Dichter
Und hört die schönen Gespräche,
Sieht dem heiligen Tanz
Ihrer Bewegungen zu.
Was der Himmel Herrliches hat,
Was glücklich die Erde
Reizendes hervorbringt,
Erscheint dem wachenden Träumer:
Dann erzählt er's den Musen
Und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren ihn die Musen
Bescheiden Geheimnisse sprechen. —

Es ist eine Stätte süßer poetischer Geheimnisse, umgrenzt von grünen Hügeln und blühenden Hollunderbüschen, überragt und beschattet von einer alten, hohen Linde, von deren ehemaligem Doppeltamm die eine Hälfte nun bereits von den Unbilben der Zeit zerstört ist. Sie war der Lieblingsplatz Wieland's, von dem auch Lütkenmüller berichtet: „Wir betraten einen Platz, der von einer großen Linde und von umstehendem Gebüsch beschattet und mit einem Tisch nebst Bänken von Stein besetzt war. Wieland ruhte etwas abwärts am Rande des Hains auf einer Gartenbank, von jungem überhängendem Gebüsch beschirmt, im Anblick einer sonnenhellen, mit einem Obsthaine bepflanzten Höhe, und dicht an seiner Seite floß die Elm mit sanftem Geplätscher. Oft sah ich ihn nachher in schöner Vor- und Nachmittagsstunde an diesem lieblichen Ruheplatz sinnend oder lesend verweilen.“

Der Park, das ländliche Heiligthum der Herzogin Amalie, ist ein zwischen Hügeln gelegener Lustgarten mit Terrassen und gemischten Anlagen, klein, aber malerisch. „Ich könnte — äußerte sich Wieland — einen Zauber nennen, der hier wirklich stattfindet, obgleich er auf die natürlichste Weise von der Welt entsteht. Dieser Lustgarten ist eigentlich ein kleines Landstück, und die Mannigfaltigkeit der Anlagen und die abwechselnden Genüsse, welche er wie aus einem Füllhorn umhergießt, zaubern ihm eine Größe an, die nicht wirklich sondern nur scheinbar ist. Und noch ein Zauber, und zwar ein so holder, daß ich ihn gegen das allerbrillanteste Stück der Feenwelt nicht vertauschen möchte! Fühlen sie denn nicht, wie über dieser schönen Stätte die Menschenfreundlichkeit als Genius loci waltet? Auf allen Seiten offene Steige, die jeden Freund der schönen Natur in dieses Heiligthum einer edlen Fürstin einladen, zu freiem Mitgenusse, zu vertraulicher Annäherung. Kein Wunder! Hier schlägt ein hochfürstliches Herz, welches eben dadurch wahrhaft hochfürstlich ist, daß es der ganzen Menschheit angehört, und in möglicher Beglückung Andern sein vornehmstes und eigenes Glück findet.“

Von Denkmälern sind noch die der Prinzen Leopold und Constanthin vorhanden. Das Herder-Denkmal steht an einem feierlich düsteren, von hohen Tannen bestatteten Platz: ein künstlich zusammengefügter Haufen Gesteins mit einem kegelförmigen Gipfel, an der Vorderseite eine viereckige weiße Tafel mit der Inschrift: „Herder.“ Wildes Jasmingesträuch umgiebt den Fuß des Denkmals und das unregelmäßig geformte Gestein ist mit dickem Moos überzogen.

Reizend lieblich ist an andrer Stelle ein Amor, die Nachtigall fütternd, darunter eine Inschrift von Goethe:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen,
Kindlich reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost,
Schlürfend saugtest du Gift in die unschuldige Kefle
Und mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz.

Der Götterknaube sitzt auf einem Postament von Tuffstein über einer kleinen Steingrotte. Ein Eichengehölz im Hintergrund, hohe Buchen zu beiden Seiten; Rasenhügel, Gebüsch und Jasminsträucher in nächster Umgebung bilden die natürliche Staffage. An die Grotte lehnt sich eine halbkreisförmige Bank von Steingeröll, mit Rasen überdeckt; davor steht ein Tischchen in antiker Form, um dessen Fußgestell sich eine Schlange windet. Amor hat den Kopf gesenkt und blickt auf den Vogel im Neste, den er mit der Linken, vom Knie unterstützt, hält, während die Rechte den Pfeil mit der süßgiftigen Kost darreicht. — Eine Nachbildung des artigen Kunstwerks sah ich in dem Vorgarten eines Hauses zu Naumburg.

Das Schloßchen zu Tiefurt ist nichts weiter als ein zweistöckiges Wohnhaus, welches fünf Fenster in der Front hat und mit welchem zur linken Seite ein Wirthschaftsgebäude in Verbindung steht; eine Mauer zur Rechten trennt es von dem Gutshofe und den landwirthschaftlichen Gebäuden. Vier alte Kastanien stehen davor; das Nebengebäude ist gänzlich mit wildem Wein überschlungen; die Fenster gewähren eine Aussicht über eine der lieblichsten Parthien des Parks. In solchem kleinen Raum fühlten sich jene großen und guten Menschen wohl, in dieser bürgerlich gemüthlichen Enge erfreuten sie sich der höchsten geistigen Genüsse.

Ein altes griesgrämiges Fräulein ist die Verwalterin des verlassenen Heiligthums. Sie ist die Tochter des ehemaligen Gärtners und Kastellans und hat — wie sie erzählt — als junges Mädchen dem alten Goethe oft das Frühstück bereitet, wenn er zu Fuß nach Tiefurt gekommen war, um allein oder in ihres Vaters Gesellschaft durch den traulich, stillen Hain zu wandeln.

Im zweiten Stockwerk treten wir zunächst in das Schlafgemach des Fräuleins von Göckhausen, des schallhaften kleinen Dämons, den man nach dem Weibe des Arminius benannt hatte; es ist dasselbe Gemach, dessen Thür einst der Herzog und Goethe in übermüthiger Laune hatten vermauern lassen, so daß sie in die ängstlichste Bestürzung gerieth, als sie im Dunkeln vergebens danach umhertastete. Das

Zimmerchen ist reich mit Bildern und Kupferstichen geschmückt; darunter: alle Hauptscenen aus dem Don Quixotte, nach Coppel gestochen; Werther's Lotte; das Bildniß der Göchhausen, in ganzer Figur vor einer Urne stehend. — Sehr gut ausgeführt ist ein großes Bildniß des Kammerherrn von Einsiedel in jüngeren Jahren: ein gebräuntes, frisches Gesicht — man sieht aus den Augen die übermüthigen Pagenstreiche hervorlachen; die fecke Dichterlaune, die für das Tiefurter Liebhabertheater unerschöpflich wirkte, spielt um die schelmischen Lippen; es ist der Tollkopf, der mit seiner entführten Gräfin in aller Eile nach Afrika floh und ebenso schnell zurückkehrte, um sich von ihr scheiden zu lassen.

In dem Wohnzimmer der Hofdame hangt ein Pastellbildniß von Karl August und eine Silhouette der Herzogin Amalie.

Die gute Hofdame war unzertrennlich von ihrer Gebieterin, und als diese starb, war auch ihre Existenz vernichtet; sie folgte der theuren Fürstin bald nach und Allen war ihr Verlust fühlbar. „Sie kam mir vor — schreibt Fernow — wie ein Vogel, den man zeitweilig in einem Bauer gefüttert hat und dann spät im Alter wieder in die freie Natur aussetzt, wo er, ungewohnt, Futter und Nest selbst zu suchen, in der rauhen Witterung verschmachtet.“

Der Herzogin Schlafzimmer liegt unmittelbar neben dem Gemach ihrer Vertrauten und enthält noch die von ihr gebrauchte Waschoilette. — Das Empfangzimmer der Herzogin schmückten viele Kupferstiche, Genrebilder von Drouais und Schenau, ein Portrait und eine Darstellung aus Ossian von Angelika Kaufmann. Hier finden wir ebenfalls ein Bildniß Einsiedel's. Aber er ist zur Unkenntlichkeit verändert: er steht beinahe am Fuße des Berges, dessen dunkle Tiefe wir Menschen schon vom Gipfel und niemals ohne Mißbehagen erschauen. Hinter ihm liegen die tollen Jahre der Jugend, er hat — wie die Engländer sich ausdrücken — schon längst seinen wilden Hafer gesäet; er ist ein Greis geworden, fast müde der Wanderung, aber in den alten Wintermärchen-Zügen spricht sich jene Herzensgüte aus, die den lebenswürdigen Weltmann bis zum höchsten Greisenalter beseelte und ihm die Liebe und Freundschaft des Hofzirkels sicherte. — In diesem Zimmer versammelten sich die Edelsten Weimars zu geselliger Anregung, zu einem geistreichen, durch Freundschaft und Wohlwollen erheiterten Kreise.

Ein düster decorirtes Gemach, Amaliens Trauerzimmer, enthält nur einige an die Wände geklebte Landschaftsbilder. Eine Statue, die

den Finger auf den Mund legt, scheint auch dieser von den Mäusen begnadeten Fürstin pantomimisch anzudeuten: „Geh' an der Welt vorüber — es ist nichts!“ — In diesem Zimmer suchte sie sich selber wiederzufinden, wenn das Geschick ihrem Hause tiefe Wunden geschlagen hatte.

In einem dritten Zimmer der Herzogin sehen wir ihr Brustbild aus ihren jüngeren Jahren und die Büsten von Gore und seiner Tochter Elisabeth. Charles Gore, in Yorkshire geboren, den die Herzogin in Italien kennen lernte, hatte sich 1791 in Weimar niedergelassen und war, vermöge seines gebildeten Geistes und seines milden Charakters, der kunstsinigen Gesellschaft des Hofes nahe verbunden geblieben; von seinen Töchtern war die älteste besonders durch ihre Gabe für Landschaftsmalerei bei der Herzogin beliebt.

In diesem Gemach sehen wir auch ein Bildniß der schönen Corona Schröter und der Frau von Knebel (ehemaligen Kammerfängerin, Fräulein von Rudorf), welche in besonderer Gunst bei der Herzogin Amalie stand.

Eines der nebenliegenden Gemächer enthält unter anderm Zimmerschmuck auch farbige Darstellungen aus den zu Tiefurt aufgeführten Theaterstücken, von Kraus (Goethe nennt ihn Krause), welcher den Theatervorstellungen stets durch seine Zeichnungen und Malereien behülfflich war. So sehen wir hier eine Aquarellzeichnung der Hauptscene aus der Fischerin und eine andere, wonach Goethe, zur Weihnachtsfeier 1780, als Markschreier von Plundersweilern, in der von Ettersburg her bekannten Gestalt, begleitet von der lustigen Person (Muhorn) das Gedicht auf sagte: „das Neueste von Plundersweilern“, beginnend: „Im deutschen Reiche gar wohl bekannt ist der Ort, Plundersweilern genannt.“ Die lustige Person bezeichnete die vorkommenden Gegenstände mit der Pritsche; der Inhalt des Scherzbildes waren die deutschen Litteraturerscheinungen der nächstvergangenen Jahre. Goethe sprach im Jahre 1816 den Wunsch aus, daß das wohl erhaltene Bild von einem geschickten Kupferstecher radirt werde, zum völligen Verständniß des Gedichts und zur unverfänglichen Unterhaltung des deutschen Publicums, das sich über jene Zeiten längst aufgeklärt sieht. Dasselbe ist seitdem, auf Diezmann's Veranlassung, gestochen und der Nr. 12 der Allgemeinen Modenzeitung von 1857 beigelegt worden.

Neben dem Bilde liegt in Tiefurt das handschriftliche Scherzgedicht mit folgender, von Goethen eigenhändig unterschriebenen Einleitung:

„Nachdem in den letzten siebenziger Jahren das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern mehrmals mit vorzüglichem Beifall in Ettersburg aufgeführt worden, so gab dies in der Folge Gelegenheit zu scherzhafter Frage: ob von diesem viel besprochenen Orte nicht irgend etwas Neues zu vernehmen sei.“

„Unterzeichneter beredete sich deshalb mit dem immer bereitwilligen Künstler Rath Krause und man verschaffte gemeinschaftlich ein allegorisch-satyrisches Bild, welches zu Weihnachten 1780 Ihre Durchlaucht der Frau Herzogin Amalie in wunderbarem Goldrahmen von zwei bekannten Masken, dem Marktschreier und Hanswurft, wie man sie auf dem Theater gesehen, vorgestellt und von Ersterem das nachstehende Gedicht emphatisch rezitirt wurde.

Weimar den 6. Dezember 1827.

J. W. v. Goethe.“

In einem der unteren Räume des Schlosses steht die herrliche Büste von Klauer, welche Goethen in apollinischer Jugendschönheit darstellt; sie ist aus einem Gestein gefertigt, das damals in Weimar's Nähe aufgefunden wurde aber jetzt nicht mehr vorhanden ist. —

Vom Parke begab ich mich nach der im Dorfe befindlichen Gastwirthschaft „zu den drei Gleichen“; als ich an den Bauergärten, die sich an den fürstlichen Garten anschließen, vorüberkam, hätte ich, meiner Einbildungskraft folgend, genau die Stelle unter den Pflaumenbäumen angeben mögen, wo Wieland sich oft in einer Laube sein ländliches Mahl, Milch und Brot, von einer Bäuerin auftragen ließ. Die Wirthschaft liegt am Rande einer Höhe, von welcher man die Elm und eine weite, von Hügeln geschlossene Landschaft übersieht. Es waren fein gekleidete Spaziergänger von Weimar angelangt, die es sich im Garten bei Speisen und Getränken wohl sein und sich dadurch gar nicht heirren ließen, daß neben ihnen längs der ganzen Hecke häuerliche Strümpfe zum Trocknen aufgehängt waren. Die Gesellschaft war wie die Natur: harmlos, heiter und freundlich.

Mich aber zog es noch ein Mal nach dem Park. Eine Gesellschaft von jungen Männern, Frauen und Mädchen war aus der Hauptstadt eingetroffen, um sich in Amaliens ländlichem Heiligthum von dem alten weiblichen Schloßgeiste bewirthen zu lassen. Die Gesellschaft erlustigte sich mit heiteren Spielen auf den geräumigen Rasenplätzen, denn in Tiefurt ist der menschliche Fuß noch nicht von dem natürlichen Teppich weggemaßregelt und auf den harten Kiesboden verwiesen. Hoch am klaren Nachmittags-himmel stand die silberne Mondscheibe,

die mannigfaltig grünen Büsche warfen breite Schatten über die grünfammetnen Gefilde und die buntfarbig gekleideten Frauen tanzten und liefen wie beweglich gaukelnde Blumen unter den im Sonnengolde glänzenden Laubkronen. Das sah noch fast aus, wie zu Weimar's lustiger Zeit.

Der Weg von Tiefurt nach Weimar führt durch ein dicht belaubtes Gehölz, das Weibicht genannt. Der Weg erinnerte mich lebhaft an einzelne Parthien der anmuthigen Straße von Trefeburg nach Thale. Es begegnete mir nur ein Bursche mit einem Eselwagen, der, unbequem auf der Deichsel hockend, wohlgenuth und aus voller Kehle das Lied sang: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Ich mußte lächeln, daß mir kurz vor Weimar, wo die großen humanen Kosmopoliten geweilt, die nationale Gewissensfrage Deutschlands von einem Eselsjungen in die Ohren geplärrt wurde, während die brüderlichen Stämme sich eben anschickten, dieselbe mit Kartätschen zu lösen; ich lächelte auch darüber, daß ich auf demselben Wege, wo Goethe's Fuß gewandelt, an den alten Deutschvater gemahnt wurde, der da behauptete, Jener habe zu kurze Beine gehabt.

Aber im sinkenden Tageslicht gewahrte ich jetzt die Thürme von Weimar, der Prophetenstadt, und einziehend in ihre Thore gedachte ich, wenn auch ohne Vergleich mit der römischen Weltstadt, der Worte des Horaz: *Urbem cola, in ista luce vive!* —

III.

Der Park.

Der reizende Park, welcher die Stadt Weimar im Osten und Süden begrenzt, gehört, als eine Schöpfung Goethe's und Karl August's, recht eigentlich zu den „heiligen“ Stätten aus der Glanzzeit des weimariſchen Muſenhofes. Mehr als ein halbes Jahrhundert iſt ſeit ſeiner erſten Anlage verfloſſen; mancher kräftige Baum ſperrt jetzt mit ſeinen ausgedehnten Zweigen und ſeinem üppigen Laube die Ausſicht; ein reich aufgeſchossenes Gehölz füllt jetzt den ehemaligen luſtigen Raum, durch welchen Karl August von ſeinem Schlafzimmer im Borkenhäuſchen hinüberblickte nach ſeines Freundes Gartenhauſe und der dem Dichter geſtattete, ſehnsüchtig nach ſeines Gebieters erleuchtetem Fenſter hinaufzuſchauen, während er ſelber vergeblich nach dem Feuerzeuge umhertastete. Das Gartenhäuſchen iſt jetzt verlaſſen, das ehemalige herzogliche Luſt- und Wohnhäuſchen eine Kammer für Gärtnergeräthſchaften geworden, aber die Schöpfungen, welche der Förderung der Natur anvertraut wurden, die Bäume und Gebüſche, ſind zu lohnender Fülle und Schönheit gediehen, ſo daß die Nachkommen noch in reicherm Maße als die Gründer dieſer Anlagen ſich hier der Ruhe und Erquickung erfreuen. Rieſenbäume, blühende Gebüſche, ſchlauke Tannen und Fichten, ſchattige Buchen, Eſchen, Eichen, Linden, Platanen und Kaſtanien, ſich ſchlängelnde Wege, zierliche Brücken, ein kryſtallheller Bach, ein rieſelndes ſpielendes Fließchen, moosbedeckte Felsmaſſen, Denkmäler mit dichterisch geweihten Inſchriften, Säulen mit zerfallendem Gefäß, ein altes Trümmerweſen: dieſer bunte Wechſel geſtattet dem Beſucher jetzt noch die Erinnerung an eine Culturepoche, die uns ſo lieb und heilig geworden iſt, an jene Edlen, welche auch hier, im Pflanzen und Säen, den Geſetzen der Schönheit und Wahrheit nachſtrebten.

Der Park erſtreckt ſich von dem Bibliothekgebäude, welches an

dieser Stelle die Stadt nach Osten hin schließt, von dem Fürstenhause, der griechischen Kirche, der Hofgärtnerei und von den Häusern der Ackerwand und der Mauer von Goethe's Stadtgarten südöstlich von der Hauptstadt. Die Westgrenze bildet die stattliche Kastanien-Allee, welche nach dem Lustschlosse Belvedere führt, eine Fortsetzung der Marienstraße, die den Küchengarten und den botanischen Garten (früher „Welscher Garten“) begrenzt. Die Elm tritt mit ihren Windungen an die östliche Seite heran und trennt den dunkelschattigen Theil des Parks, welcher der Stern heißt, von dem Fürstenplatz; jenseit des Flusses erblickt man den waldbekränzten Höhenzug, der die Straße nach Oberweimar und Mellingen begleitet. Nach Süden reicht der Blick bis zu den terrassirten Höhen von Belvedere und nordwärts längs der felsigen Uferhänge des Elmthales nach den Baumgipfeln der Wilhelms-Allee, die sich von der Sternbrücke in gerader östlicher Richtung erstreckt.

Der Herzog Karl August theilte in hohem Grade jene Liebe zum Naturgenuß, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts allgemein hervortrat und sich im nördlichen Deutschland namentlich in den schönen Parkanlagen des Fürsten Franz von Dessau bewährte. Goethe, in seinem Streben, die Rousseau'sche Sehnsucht nach der Natur in poetischer und künstlerischer Weise zu bethätigen, bot seinem Fürsten willig die Hand, ähnliche Schöpfungen, wie die Wörlitzer, die ihm vorzüglich gefallen hatten, in Weimar hervorzurufen. Von den geschickten Hofgärtnern Reichert und Eckel und von dem herzoglichen Geheim-Secretair Bertuch unterstützt, verwendete er mehrere Jahre auf dieses Unternehmen und verbaud zunächst den Stern, einen mit Bäumen und Gebüsch ausgestatteten Raum, der sich auf dem rechten Ufer von der Schloß- bis zur Flossbrücke hinzog, mit dem sogenannten „Welschen Garten“ im französischen Styl, am andern Ufer der Elm, worin Sommerhofbälle und Spiele stattfanden; er schuf diesen und den angrenzenden sandigen Exercierplatz zu dem jetzigen westlichen Theil des Parks um; der Holzplatz, welcher sich bis zu Goethe's Garten hinzog, wurde zum Stern genommen. Karl August, der lebhaften Antheil an diesen Anlagen nahm, ließ die erforderlichen Gesträuche und Bäume zum Theil sogar aus England kommen. Auf dem freien Platz nach der Elm zu, am Ausgang der Seifengasse, steht noch heute ein stattliches Gebäude, neun Fenster in der Fronte, mit zwei vorspringenden Seitenflügeln, jeder mit fünf Fenstern in der Perspektive und drei in der Fronte; im untern Geschos hohe Bogenfenster und zwei Thüren, zwischen je zwei Fenstern auf steinernem Untersatze ein

Orangenbaum, davor kleinere Topfgewächse. Das Haus nimmt sich bedeutend aus, wenn man es von einem Standpunkte zwischen den schönen Anlagen, womit der Platz geziert ist, betrachtet. Rankengewächse bedecken die Seitenflügel; über die First erheben sich im Hintergrunde eine dunkle Tanne, eine schlanke Pappel und rechter Hand der Thurm der Stadtkirche. Dieses Haus, der frühere fürstliche Stall, wird jetzt von dem Hauptmann v. Schütze und dem russischen Kaplan bewohnt und enthält im untern Geschoß die griechische Kapelle. Als ich es lezthm sah, waren die Thüren der Kapelle geöffnet, davor hatten sich feierlich gekleidete Hofleute und Militairs versammelt, um dem Trauergottesdienst am Sterbetage der Großherzogin Maria Paulowna beizuwohnen.

Dieses Gebäude stand in Goethe's Jugendzeit außer einem Orangeriehaufe allein neben einer Gartenmauer der Ackerwand und enthielt die Wohnung der Hofdame, Baronin von Stein, der Gemalin des Oberstallmeisters. Direktor Schuchardt in Weimar erinnert sich, sie noch als Matrone oft unter den Orangenbäumen vor dem Hause sitzen gesehen zu haben. Obgleich kein Tag verging, ohne daß Goethe ein Briefchen, bald glühend zärtlich, bald zurückhaltend, aus seinem Gartenhäuschen an die geliebte Frau richtete, so machte er ihr doch auch täglich seinen Besuch. Der Weg dauerte nur 20 Minuten, aber er führte, sobald der Stern passirt war, über zwei sandige Plätze; Goethe machte daher wohl, als er den westlichen Theil des Parkes bis vor die Fenster der Geliebten rückte, die Absicht gehabt haben, sowohl sich selbst den Weg angenehm zu machen, als auch ihr einen gefälligen Ausblick zu bereiten. Dieses Haus, bei dem sich der Park öffnet, bildet den Anfang jenes von Goethe geschaffenen Idylls, das sich in rhythmischem Gange unter Laub- und Blüthenbäumen bis zu seinem Gartenhaufe jenseit der Elm hinbewegt.

Tradition und Geschichte melden ein zweites, tragisches Motiv, das Goethen bewogen hätte, die Höhen und Felsenabhänge am linken Ufer durch Behaue und Wegeanlagen zu verschönern. Eines Nachmittags, am 17. Januar 1778, trug man in jenes Haus mit den Orangenbäumen die Leiche des Fräulein v. Laßberg, die sich aus Verzweiflung unerwiderter Liebe in der Elm ertränkt hatte; man fand „Werther's Leiden“ in der Tasche ihres Kleides. Tief erschüttert blieb Goethe den ganzen Tag bei der Leiche des unglücklichen Mädchens und bemühte sich, die klagenden Aeltern zu trösten. In der folgenden Nacht sprach er mit Knebel „viel über den Tod des jungen Mädchens,

ihr ganzes Wesen, ihre letzten Pfade." Ihre Leiche war bei der Schloßbrücke, unterhalb des Wehrs, gefunden worden, an derselben Stelle, welche Goethe des Abends betrat, wenn er von der Frau von Stein nach seinem Garten zurückkehrte: ein von hohen Linden beschatteter, einsamer, fast schauerlicher Ort, dessen Stille nur durch das Rauschen des Wehrs unterbrochen wurde. Goethe verweilte nach jenem Ereigniß einige Tage voll stiller Trauer an der Stätte des Todes und beschloß, das Andenken der Unglücklichen durch eine Art Denkmal zu erhalten. Die Stelle selbst mochte er aber nicht dazu wählen, „weil man da weder hintreten und beten, noch lieben soll.“ Durch Aushöhlung eines Felsens schuf er einen stillen Platz, von dem man die letzten Pfade der Unglücklichen und die Stätte ihres Todes übersehen konnte. „Wir“ (er und der Hofgärtner), schreibt er, „haben bis in die Nacht (im Januar) gearbeitet, zuletzt ich noch allein bis in ihre Todesstunde.“

Die Parkanlagen beschäftigten Goethen im Laufe des ganzen Jahres 1778. Am 5. August schreibt er an Merck: „Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Israels Steine legten zum Zeugniß. In meinem Thal wird's immer schöner, d. h. es wird mir näher und Andern und mir genießbarer, da ich die vernachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben, immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe.“ Am 22. August zeigte er der Herzogin die neuen Anlagen, wobei er zugleich in einem Streite, den sie mit Wieland und Einfiedel über Rembrandt gehabt, ihre Partei nahm und die Effekte, welche jener Künstler mit Vorliebe darzustellen suchte, in der Natur nachwies. Wieland erzählt: „Verwichenen Sonnabend (den 22. August) fuhren wir zu Goethe, der die Herzogin auf den Abend in seinen Garten eingeladen hatte, um sie mit allen den Poemen, die er in seiner Abwesenheit an den Ufern der Elm zu Stande gebracht, zu regaliren. Wir speisten in einer kleinen, gar holden Einfiedelei, und da fand sich, daß casu quodam der siebente Stuhl an einer Tafelrunde, woran wir saßen, leer war. Dies brachte in Allen einmüthig den Wunsch hervor, daß es der Deinige sein möchte; und da wir denn doch nicht Enthusiasten genug sind, uns einzubilden, daß Du wirklich dasistest, so thaten wir uns, Jeder nach seiner Weise, desto mehr mit der Erinnerung der Tage und Stunden, die wir mit Dir verlebt hatten, und mit der Hoffnung, daß Du mit der Frau Ma kommenden Winter oder Frühling zu uns kommen werdest, eine Güte.

Goethen besonders wurde es gar wohl ums Herz, die Herzogin so von Dir reden zu hören, wie eine, die den Werth der ganzen Totalsumme Deiner Individualität fühlt. Wir tranken auf Deine und Frau Nja's und Freund Bölling's, des Kornhändlers, Gesundheit eine Flasche Johannisberger sechziger aus, und wie wir nun aufgestanden waren und die Thüren öffneten, siehe, da stellte sich uns, durch geheime Anstalt des Archimagus, ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision, als einer Naturscene ähnlich sah: das ganze Ufer der Elm, ganz in Rembrandt's Geschmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effekt machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir Alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei hinabstiegen und zwischen den Felsenstücken und Buschwerken längs der Elm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandt'scher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen, und die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethen vor Liebe fressen mögen."

Das Vergnügen, welches die Herzogin über diese Aufmerksamkeit empfand, bezeugte sie in einem eigenhändigen Schreiben an Goethe's Mutter, vom 29. Aug. 1778: „Die letztverflossene Woche hat der Herr Dr. Wolf mir ein Souper im Stern gegeben, wo die neuen Anlagen gemacht sind, welche gar lieblich und herrlich sind. Nach dem Abendessen wurde eine kleine Illumination ganz in dem Rembrandt'schen Geschmack veranstaltet, wo nichts als Licht und Schatten wirkte. Wieland, Einsiedel, die Stein und Thusnelde genossen es mit. Es war ein vergnügter guter Abend für uns. Für mein Theil hätte wohl gewünscht, daß Frau Nja mit dagewesen wäre, es wäre gewiß nach ihrem Geschmack gewesen.“ Zwei Monate später schreibt sie auch an Merck: „Meine Zeichnung schicke ich nicht dem Kunsttrichter, sondern dem Freunde, von dem ich wünschte, daß er die Gegend bald in Natur sähe. Es ist die im Stern von der neuen Anlage, die unser Freund Goethe daselbst gemacht,“ — und bald darauf äußert Wieland zu demselben: „Goethe will haben, daß Du erst kommen sollst, wenn die Nachtigallen wieder singen, und das muß auch sein, wenn Du an allen Poesien Freude haben sollst, die er dies- und jenseit der Elm geschaffen hat und die der hochlöblichen Kammer zwar ein tüchtiges

Geld kosten, dafür aber auch diese Seite von Weimar zu einem Tempel und Elysium machen."

Die westliche hügelige und felsige Uferseite der Ilm mit dem Stern, welcher sich auf dem rechten Ufer von der Schloß- bis zur Floßbrücke erstreckte, zu verbinden, war die erste wichtigere Aufgabe, die Goethe bei den Parkanlagen ausführte. Die vier Teiche, welche in der Nähe der Schloßbrücke lagen, wurden ausgefüllt, das Fischhaus weggenommen, der Floßgraben beseitigt. „Der Stern“, schreibt Karl August an Knebel, „ist sehr geändert; das Geländer um die Fischerhütte ist weg und einer von den Teichen zugeworfen. Dieser soll mit Weymouthsfichten bepflanzt werden. Ueber die Ilm am Floßplatz, wo das Waschbrünnchen ist, soll eine Brücke geschlagen werden, das Floßholz um den Brunnen bis an den Weg, der durch das Schallthor führt, wegkommen und der ganze Platz bepflanzt werden. Der Brunnen soll aufs Schönste verziert werden.“

Abgesehen von den natürlichen Veränderungen, welche das Wachstum der Laubkronen im Laufe der Jahre hervorgebracht, ist der Stern, der älteste Theil des Parks, noch in der Gestalt wie zu Goethe's Jugend erhalten. Es ist ein lieblicher, schattiger aber feuchter Park voll Ulmen, Tannen, Cypressen und Eschen, von dessen großem freien Mittelplatze mehrere Gänge strahlenförmig auslaufen. Man gelangt zu ihm von der Brücke aus über eine gewundene Steintreppe, von der ein Gang an einem krystallhellen Gewässer und an einer künstlichen, von Schlingpflanzen umrankten Tuffsteingrotte vorüberführt, in welcher sich eine Sphinx zeigt. Diese Sphinx gab Anlaß zu einem Zwiegespräch mit Wieland über die Schönheiten des Parks, von welchem sein langjähriger Hausfreund, Dr. Lütkenmüller, berichtet: „An dieser Grotte saß ich eines Nachmittags, als Wieland auf einem einsamen Spaziergange herbeikam. Ich stand auf und trat ihm entgegen. „Sie haben bei der Sphinx verweilt?“ fragte er. „Ja“, antwortete ich; „die Sphinx hat mir ein Räthsel aufgegeben. Sie fragte mich, worin das Schöne in diesem Theil des Parks eigentlich liege. Ich äußerte hierauf, daß das Schöne in diesem Theil des Parks, meiner Meinung nach, nicht sowohl in dem liege, was das Auge sehe, sondern vielmehr in Ideen, die dadurch erweckt würden.“ Wieland schwieg ein Weilchen sinnend und sprach dann: „Das Schöne könnte mit gemeinerem oder mit ungemeinerem Sinne empfunden und hiernach auch erklärt werden. Sollte die Sphinx gemeineres Sinnes sein, so würde die Schönheit dieser Anlagen für sie vermuthlich nur in der Anmuth der Mannigfaltigkeit bestehen. Es ist ein freilich nur ober-

flüchliches Vergnügen der Seele, wenn das Auge über einen bunten Wechsel von Gegenständen umherschweift, zumal wenn sie durch Widerspiele reizen; wenn z. B. hier der Blick von den dunkeln Schatten des Sterns zur sonnenhellen Wiese und Höhe, von alten Riesenbäumen zu blühendem Gebüsch, von der tief hin rauschenden Elm zu dem herabspielenden glänzenden Gewässer des Bachs hin- und herfällt, und dazu auch seltsame Dinge erscheinen, wie die Löwenjungfer in der Grotte und die steinernen Baumstämme am Berge. Ich muß gestehen, daß ich der Sphinx kaum einen andern als gemeinen Sinn zutraue; denn sie ist keineswegs aus feinem und zartem Stoff, sondern aus Sandstein gebildet. Wäre sie jedoch wunderbarer Weise — wie sich's auch wohl gemeine Menschen, mit etwas Scheinbildung übertrücht, zu sein bedünken — mit feinerem und höherem Sinne befeelt, ja, dann müßten wir die Sache schon anders nehmen. Vermuthlich empfinden oder ahnen Sie auch im Dunkel des Sternenswaldes das Walten eines geheimen göttlichen Wesens. Oder wollen Sie nicht, statt eines ganz unbestimmten göttlichen Ich weiß nicht was lieber eine personificirte Vorstellung oder Empfindung? Etwa in den düstersten Schatten die Schwermuth, ganz in sich versunken sitzend, und die Betrachtung, langsam in den Schattengängen wandelnd? Sie könnten in der Stille des Waldes auch den Harpokrates finden, der in der That ein ebenso bedeutungsvoller als schweigsamer Gott ist." — Ueber die aus dem Felsen sich ergießende und den Wiesengrund durchlaufende Quelle bemerkte Wieland, daß ihr krystallenes Gewässer, besonders beim Strudel, so lebhaft mit sich selbst und mit den herabnickenden Kräutern und Bäumen spiele, als wäre es das willkürliche Spiel einer fast muthwilligen Najade. „Aber freilich“, setzte er hinzu, „die Kunst ist hier die eigentliche Najade.“ Die Sphinx, als räthselaufgebendes Wesen, erklärte Wieland für eine echte Tochter der Natur und des Nachdenkens. „Für denkende Naturforscher“, sprach er, „findet sie sich gar nicht in künstlichen Grotten, sondern überall in der freien Natur, bei allen ihren Erzeugnissen auf Bergen und in Thälern, in Weltmeeren und Quellen, kurz, in Allem, was auf, über und unter der Erde ist. Ueberall auf Erden und am Himmel giebt sie Räthsel auf. Sie ist der Geist der Natur, auf den Menscheng Geist mit der Frage gerichtet: Was ist das? — „Es würde jedoch sehr schlimm sein“, fuhr Wieland fort, „wenn diese idealische Sphinx, als überall fragender Geist der Natur der alten mythologischen Sphinx gleichgesinnt wäre und Alle, die ihre Fragen nicht zu beantworten wüßten, mit

Löwenkrallen zerfleischt. Dann möchte der Kenner Naturforscher sein. Ich meinentheils würde mich dann zu meiner Sicherheit mit bloßen Nomenclaturen begnügen."

Diesseits der Elm, in der Nähe des Hauptwegs, der vom Schlosse in den Park führt, stößt man auf die Ueberreste einer alten Schießwand, welche durch geschickt angebrachte alterthümliche Bautrümmer und Wappenstücke zu einer mittelalterlichen Ruine gestaltet ist. Unweit davon erhebt sich das sogenannte Tempelherrenhaus, auch der „Salon“ genannt, ein einstöckiges, von Schlingpflanzen umranktes Gebäude mit flachem Dach und hohen gothischen Fenstern, welches von einer höheren viereckigen Warte ohne Thurmspitze überragt wird. Dieses Gebäude diente wohl früher als Belvedere und Speisesaal. Noch heute wird ein Raum neben dem Saale als Banketzzimmer für die Hofleute und höheren Beamten benutzt; die Umschau vom Thurme, die ehemals reizend gewesen sein mag, wird jetzt durch den dichten Laubwuchs gehindert. In dem Saale befanden sich früher Schwind's Cartons zu den Wartburgsbildern und Goethe's Colossalbüste von Steinhäuser. Bei meinem letzten Besuche war man in einer Umgestaltung des Saals begriffen. Die Wände wurden weiß drapirt und in der Mitte eine Colossalstatue, die „Poesie“, aufgestellt. Steinhäuser's Büste ist in eine Nische auf der Frontseite des neuen Museums geschafft worden.

Viel größeren Werth als das Tempelhaus hat ein jenseits gelegenes, älteres und bei weitem unscheinbareres Gebäude: das Borkhäuschen oder die Einsiedelei. Wenn wir das Wohnhaus der Frau von Stein als den Ausgangspunkt derjenigen Parkschöpfungen, welche den Stern mit dem westlichen Flußufer verbinden, ansehen müssen, so bildet das „Borkhäuschen“ am andern Ufer der Elm und in der Nähe des Wegs nach Belvedere, als das erste Gebäude, welches in dem kleinen Elmthal entstand, den Ausgangs- und Mittelpunkt für die ausgedehnten Anlagen. Die Erbauung der Einsiedelei knüpft sich an ein dramatisches Fest, welches am 25. August 1778 zur Feier des Namenstages der Herzogin Luise veranstaltet war und von Goethe selbst als das Luiseifest ausführlich beschrieben worden ist. Die Vorbereitungen dazu waren im Stern getroffen worden, die Ausführung wurde aber dort durch eine große Ueberschwemmung, welche nach einem Gewitter eintrat, vereitelt. Goethe ließ nun an jenem wüsten Plage an der Höhe, wo er schon vorher an den Felsen hatte arbeiten lassen, unterhalb einer Felsengruppe, den Boden ebnen und in der Stille, so daß Niemand vom Hofe oder aus der Stadt etwas davon erfuhr, an einer

Einsiedelei arbeiten. Nach drei Tagen und Nächten war eine dicht an die Felswand gelehnte, mit Stroh bedeckte und mit Moos und Baumrinde bekleidete Hütte hergestellt. Sie war, wie noch heute, mit niedrigen Fenstern und zwei Eingängen versehen und von einer hölzernen Galerie umgeben, zu welcher Holztreppen hinaufführen; eine Felsentreppe schließt sich dicht an die hintere Thür. An dem bestimmten Tage wurde der Hof von einer Schaar Camaldulenser-Mönche empfangen, die in weiße Kutten, Kappen und Ueberwürfe gekleidet waren und unter welchen sich Goethe als Pater Decorator befand. Es wurde ein von Seckendorf gedichtetes Dramolet gesprochen, worin es heißt:

Und dieser Pater Decorator,
 Der all' unsern Gärten und Bauwerk steht vor;
 Der hat nun beinahe drei Nächt' nicht geschlafen,
 Um uns hier im Thal ein Paradies zu verschaffen;
 Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh',
 Stopfet Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
 Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gängen,
 Bald gradaus, bald zickzack der Breit' und der Längen;
 Sogar auch den Ort, den sonst Niemand ornirt,
 Hat er mit Lavendel und Rosen verziert.

Die Hofleute aber waren nicht sehr zufrieden, als sie zum Mahle in das enge Zimmer eingeladen wurden, wo sie auf grobem Tischtuche nur eine Bierkaltischale neben den Gedecken von irdenen Tellern und Blechlöffeln aufgetragen fanden. Da fiel plötzlich die Musik ein, die hintere Thür des Zimmerchens öffnete sich, und man erblickte eine von Eschen überwölbte prächtige fürstliche Tafel.

Dieses Borkenhäuschen wurde der Kernpunkt der neuen Anlagen; von verschiedenen Seiten legte man Wege nach der Klausen an, welche der anspruchslose junge Fürst fortan im Sommer bewohnte. Hierhin beschied er seine vortragenden Rätthe; hier arbeitete und schlief er allein; hier oder in der „Kalten Küche“, einer nahe gelegenen Felsenpartie, wo eine klare Quelle sprudelt, speiste er mit Goethen und mit andern Freunden. Vor dem Schlafengehen badete er in der vorbeischießenden Elm. Ein schlichter kleiner vieleckiger Raum mit einer verzierten Decke, welcher das Innere ausmacht, gewährte ihm den Segen und die Ruhe der Einsamkeit, wie er dies in einem Briefe an Knebel ausdrückt: „Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster mit einem Licht am Fenster und schreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich schön, und der erste Abend der Freiheit (denn heute früh verließen uns die Gothaer) ließ sich mir sehr genießen. Ich bin in den Eingängen der

kalten Küche herumgeschlichen und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist Einem ja nicht größer zu Muth, als wenn man doch die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, und das Alles so für sich, so wenig der Menschen halber und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen, der erste Augenblick darauf sei Dein. Lebe wohl so lange! — Ich komme daher. Das Wasser war kalt, denn Nacht lag schon in seinem Schoße. Es war, als tauchte man in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hineinthat, war's so rein, so nächtlich dunkel; über den Berg hinter Oberweimar kam der volle rothe Mond. Es war so ganz stille. Wedel's Waldhörner hörte man nur von weitem, und die stille Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten."

Zuweilen mochte es indeß auch besonders heiter und romantisch in der Klause und ihrer Umgebung zugegangen sein, denn Wieland berichtet: „Die Dinge, wie sie hier sind, wollen schlechterdings mit eigenen Augen gesehen und selber gefühlt werden. In den neuen Schöpfungen essen Goethe, der Herzog und Wedel oft selbdrei Mittag oder verbringen in Gesellschaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin da den Abend. Wie wir den Platz heraufgehen, begegnen wir dem Herzog. Wir kamen dann an das Grottenwesen, und da trafen wir Goethe in Gesellschaft der schönen Schröter, die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und ihrem ganz simplen und doch unendlich raffinirten und insidösen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Felsengegend ausah. Goethe war zwar gut, aber äußerst trocken und verschlossen.“ — Wieland setzt jedoch hinzu, „es sei doch Alles am hellen Tage geschehen und man könne gewiß der ganzen Welt, die etwas dawider habe, ins Gesicht widersprechen.“

Was jetzt des hohen schattigen Baumwuchses wegen nicht möglich ist, gewährte vor siebenzig Jahren dieser Waldsiedelei noch einen besonderen Reiz: man konnte von hier über die jungen Anpflanzungen hinaus, über das Innthal und die Wiesen von Oberweimar nach Goethe's Gartenhause blicken, welches jenseit des Sterns an der Straße nach Mellingen liegt. Goethe und der Herzog standen damals in der innigsten Uebereinstimmung, und der Drang des jungen Dichters, wenn er in seinem geliebten Gartenhäuschen arbeitete, theilte sich mit-

fühlend nach zwei Richtungen: nach dem Hause der Frau v. Stein und nach jener stillen Klause, die er selber erbaut und die sich sein Freund und Gebieter zur Sommerwohnung erwählt hatte. Das Gedicht Goethe's: „Der's gebaut vor funfzig Jahren,“ welches gewöhnlich auf sein Gartenhaus bezogen wird, gilt wol eigentlich für die Einfiedelei, denn in einem Album der Gräfin Caroline Egloffstein, einem Geschenk Goethe's, dient dieses Gedicht zur Erklärung der Rückseite des Einbandes, worauf jenes sogenannte Kloster im Park dargestellt ist.

Im October 1783 wurde durch Goethe im Park ein großer kegel-förmiger Felsenstein auf einem Postament von zusammengewälzten Felsstücken zum Andenken an den Fürsten von Dessau, den Schöpfer des Wörlitzer Parks, errichtet. Er verkündet Knebel das Unternehmen mit den Worten: „Hat man Dir schon von einem großen Stein gemeldet, der nach den neuen Anlagen zum Point de vue und Monument transportirt wird?“ — und vier Wochen später: „Wenn der große Stein in seinem Glanze steht und seine Bestimmung offenbar ist, sollst Du eine Zeichnung davon haben.“ Der Herzog schreibt darüber an Knebel: „Heute wird das titanische Werk von neuem angegriffen, der Stein dem Jägerhause gegenüber fortgewälzt und auf seinen Platz gebracht.“ Wieland aber spöttelt in einem Briefe an Merck: „Die Geschichte von dem famosen Stein, der den Herzog seit acht Tagen so glücklich gemacht hat, wiewol es nur ein armer Tuffstein von höchstens funfzig Centnern ist, wird Dir Se. Durchlaucht vermuthlich selber und in seiner eignen Manier beschreiben. Wohl ihm, daß ihn doch etwas, und si peu de chose so mächtig interessiren kann! Ich sehe bloß an der Kälte, womit ich gestern Abend diesen Stein, zu dem ganz Weimar seit acht Tagen täglich wallfahrtet, angesehen habe, wie sehr die verwünschte Poeterei dem Menschen den Genuß am Wirklichen verdirbt. Kannst Du denken, daß dieser Stein, von dem ich nun so lange so viel Aufhebens machen gehört hatte, mir, da ich ihn mit eignen Augen sah, gegen die Steine, welche die Titanen über einander wälzten, da sie den lieben Gott in seiner Himmelsburg escaladiren wollten, nur wie ein armes Gassensteinchen vorkam?“

Der mit Ephen umrankte Fuß des Tuffblocks trägt auf einer Marmortafel die Inschrift: Francisco Dessaviae principi.

Ein anderes Monument errichtete Goethe seinem Lieblinge, der verstorbenen Christiane Becker, die er bereits durch seine Elegie „Euphrosyne“ der Unsterblichkeit überliefert hatte. Das Monument wurde auf dem sogenannten Rosenberge, einer kleinen Anhöhe jenseits der Elm,

dem Residenzschlosse gegenüber aufgestellt, aber später von seinem alten Platz genommen und dem Garten der Gesellschaft „Erholung“ einverleibt.

Gleiche Bedeutung wie diese Monumente erhielten die von Goethe gedichteten und auf steinerne Tafeln eingegrabenen Inschriften. Goethe erwähnt in einem Briefe an Knebel vom 5. Mai 1782 deren drei. Die eine findet sich auf dem Stein in Goethe's Garten und wird weiter unten mitgetheilt werden. Eine andere Felseninschrift enthält die Strophen:

Seid, o Geister, seid, o ihr Nymphen des Flusses,
 Eurer Entfernten gedenk und euren Nahen zur Lust!
 Jene feierten erst hier still die ländlichen Feste,
 Wir beschleichen sanft auf ihren Tritten das Glück.
 Amor wohne mit euch! es macht der himmlische Knabe
 Gegenwärtige lieb und die Entfernten euch nah.

Die dritte befindet sich an der Felswand, links neben der Steintreppe, die zum römischen Hause hinaufführt, und lautet:

Die ihr Felsen und Bäume bewohnet, o heilsame Nymphen,
 Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
 Schaffet dem Traurigen Muth, dem Zweifelhafsten Belehrung,
 Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!
 Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten:
 Jedem, der euch vertraut, hülfreich und tröstlich zu sein.

Steigt man die letzt erwähnte Steintreppe hinauf, so gelangt man zu einem Gartenhause Karl August's, welches planmäßiger und etwa zwanzig Jahre später als das improvisirte „Kloster“ erbaut, stattlicher und bequemer als jenes aber doch noch überaus einfach ist. Es ist das unter Goethe's Leitung erbaute „römische Haus.“ Jene Treppe führt zunächst zu einem kleinen ausgegrabenen, von drei Seiten ummauerten Vorhof; ein Portal lehnt sich an die Hinterwand des höher gelegenen Hauptgebäudes, ein zweites wird von vier kannelirten braunrothen Säulen getragen; die Wände sind mit einem Fries von bunter Wandmalerei geschmückt. Von hier gelangt man, weiter aufsteigend, zu dem eigentlichen Sommerhause, welches auf gleicher Ebene mit der Parkfläche und zwar an einem der schönsten Punkte der Anlagen steht: auf einer Rasenweitung am schroffen Felsenabhange des Finufers und am südlichen Ausgange des Parks, linker Hand, wenn man von der nach Belvedere führenden Allee abbiegt. Herrliche Baumgruppen fassen die Senkung ein; in der Nähe zeigen sich die von hohen Ulmen und Pappeln eingefassten Ufer der Elm, welche sich von hier aus in zwei Krümmungen nach den grünen Wiesensteppen und ferner gelegenen

Höhen hinschlingelt, von denen die Straße von Oberweimar begrenzt wird; im Süden die von der Höhe herabschimmernden Kuppeln des Schlosses Belvedere.

Das römische Haus bildet ein mit einem flachen Dache bedecktes längliches Viereck, aus einem Hauptgeschoß und einem Erdgeschoß für die Dienerschaft bestehend. Von den Seitenwänden wird nur die zur rechten Hand deutlich sichtbar und zeigt sechs Fenster in der Länge; von den kürzern Seiten, welche nach Osten und Westen hinausliegen, bildet die eine die Schiedwand zu dem erwähnten tiefer liegenden Vorhof; die westliche, die eigentliche Hauptfronte, bildet ein stattliches, von vier jonischen Stuccosäulen getragenes Portal, zu welchem fünf steinerne Stufen hinaufführen. Die schmale Portalhalle, in deren Mitte sich die Thür öffnet, ist mit einfachem Stuckwerk geziert; darüber erhebt sich ein bedeutendes Frontispice, welches im Giebelfeld ein sinniges Sculpturwerk zeigt: ein in der Mitte stehender geflügelter Genius bekränzt zwei weibliche Gestalten der Dichtung, von denen je eine zu seiner Rechten und Linken in anmuthiger Ruhe weilt. Der einen, welche ein blumengefülltes Füllhorn hält, als Symbol des Friedens und Segens, spendet ein Knabe Blumen in den daneben stehenden Korb; ein zweiter Knabe zur Linken ist beschäftigt, mit dem Zirkel einen Globus zu messen, welcher der andern, einen Palmzweig haltenden Muse zur Seite liegt. — Das Innere ist jetzt noch beinahe gänzlich in dem ursprünglich schlichten Zustande erhalten und besteht aus einem, mit wenigen Statuen geschmückten Vorgemach, einem mit braunen und blauen Stuccaturverzierungen und Arabesken ausgestatteten Speisesaal, einem Arbeitszimmer, das nur die gewöhnlichsten, einfach gearbeiteten Geräthe enthält, und einem kleinen Schlafgemach, dessen Wände mit Aquarellen, römischen Landschaften und Sepiazeichnungen von Eliza Gore bedeckt sind.

Als ich das römische Haus jüngst sah, war das Innere nicht zugänglich, denn der Großherzog bewohnte es; die Gartenräume rings umher waren jedoch nicht abgesperrt. Als ich vor das Portal trat, um die Sculpturen des Giebelfeldes abzuzeichnen, trat ein bunt gekleideter Mohr aus der Halle und stellte sich mit naiver Gutmüthigkeit an meine Seite; seine kindisch freudige Bewunderung meiner Bleistiftzüge bezeugte die Wahrheit seiner Mittheilung, daß er erst seit kurzem aus der tropischen Heimat in den Dienst des Fürsten gelangt sei. In der halb geöffneten Thür stand ein Jäger in Livree und in einer Seitenallee weilt ein Kammerhufar, welcher eben eine Depesche über-

bracht hatte, neben seinem Kopf. Eine behagliche Stille waltete in der ganzen Umgebung, die durch einen riesigen Fruchtbaum, der seine weiße Blütenpracht von obenher über die steinerne Felsentreppe senkte, ihre herrlichste Zierde erhielt. In dieser Stille und Naturpracht das römische Haus anschauend, gedachte ich an Goethe's Gedicht:

Römisch mag man's immer nennen;
Doch wir den Bewohner kennen,
Dem der echte deutsche Sinn,
Ja der Weltfönn ist Gewinn.

Der Weltfönn des fürstlichen Anherrn stand im innigsten Zusammenhang mit dem genügsamen Sinn, der dieses bescheidene Sommerhaus zur Wohnung erwählte.

In dem römischen Hause wurde das Jubiläum des Großherzogs Karl August am 3. September 1825 gefeiert. Die Kapelle, welche sich mit den Cavalieren eingefunden hatte, begrüßte den Großherzog mit einer Cantate von Hummel; die Parkanlagen in der Umgebung waren gedrängt voll Menschen. Als der Großherzog Goethen erblickte, ergriff er ihn bei beiden Händen und sprach mit gerührter Stimme: „Bis zum letzten Hauch beisammen!“ Dann fügte er hinzu: „Gedenken wir aber dankbar besonders daran, daß uns auch heut noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

Nur Luft und Licht
Und Fremdeslieb' —
Ermüde nicht,
Wenn dies noch blieb!“

„Dies Dreifache gab mir, was ich gegeben!“ antwortete Goethe in tiefster Bewegung und trat dann, vom Großherzoge umarmt, mit diesem in eine Fenstervertiefung, wo Beide sich in leisem Gespräch ihren heiteren Jugenderinnerungen hinzugeben schienen.

Ein düsterer Tag wurde hier im Juni 1828 begangen. Eine schwarz gekleidete, dichte Menge hatte sich von der Stadt her bis zum römischen Hause aufgestellt; lautlos, schmerzzerfüllt harrten Alle; Blitze zuckten über den von Gewitterwolken umdüsterten Himmel; endlich nahte das Trauergeleit, welches die Leiche Karl August's führte, um sie vorläufig, bis zum vollendeten Bau der Fürstengruft, hier in seinem geliebten Sommerhause beizusetzen.

Das römische Haus und seine nächste Umgebung, wie es noch jetzt einen reizenden Anziehungspunkt im Park bildet, übte auch seinen Zauber auf die Koryphäen der Weimari'schen Culturepoche. Bei der düsteren,

mit Cypressen und Buchen bewachsenen Felsenwand, dort wo die Verse Goethe's auf der braunen Steinplatte eingegraben sind, in der Nähe der über glatte Kiesel hinaufschendenden Quelle, war Schiller's Lieblingsplätzchen. Auch Wieland wandelte gern auf dem Felsenpfade, welcher vom römischen Hause abwärts nach dem Wiesenthal der Elm hinausführt. Rüttemüller beschreibt einen Platz, den er dort gern zur Ruhe erwählte, mit folgenden Worten: „Dem Felsengange und der Elm ganz nahe steht hier ein einsamer astreicher Birnbaum, mit einer Rundbank umgeben. Er war mit Blüthen bedeckt und von Bienen umschwärmt. Wieland beschaute den vollblühenden Baum einige Augenblicke, setzte sich dann unter ihn und genoß, an den Stamm gelehnt, der schönen Umsicht und der schönen Frühlingszeit. Auch ohne ein Schirmdach von Blüthen ist dieser Platz sehr einladend. Das ganze Elmthal zwischen der baum- und buschreichen Anhöhe des Felsenganges und einer Feldhöhe bietet sich hier zur Beschauung dar. Der Fluß schlängelt sich mit Ufersteigen und Zugföhren hin bis an den Sternwald, und mittagwärts erscheint das Dorf Oberweimar im Thale und das Lustschloß Belvedere auf einem waldigen Berge. Das junge Grün der Wiesen, der Bäume und Büsche, mit mancherlei Blüthen untermischt, hatte jetzt die Lieblichkeit des Wonnemonds. Die Nachtigallen des Parks waren zwar eben stumm, aber über der Feldhöhe ertönte vielfacher Vögelgesang, und Schwalben durchkreiften zwitschernd die Luft. In so schöner Natur mit reinem Herzen und mit dichterischer Empfänglichkeit des Frühlings genießen, ist ein Genuß, den auch Wielands Seele gern in ungestörter Einsamkeit mit vollen Zügen einjog.“ — Wieland hatte noch ein anderes Lieblingsplätzchen im Park auf einer Knüppelbank, wo der Felsengang eine kleine Strecke ins Freie läuft und einen Blick sowohl auf einen Theil des obern Parks wie auch über das Wiesenthal hin nach dem Stern gewährt.

Wieland hatte wohl Recht, wenn er diese köstliche Anlagen „Goethe's Gedichte“ nannte, und wir, die für solche Schönheit empfänglichen Nachkommen, müssen der Frau von Wolzogen beistimmen, wenn sie ausspricht, daß man dem Natursinn des Genius, der ein solch gefälliges Ganze in einer weder durch Mannigfaltigkeit der Formen noch durch eine reiche Vegetation ausgezeichneten Gegend zu schaffen verstand, doppelten Dank schuldig sei, und daß das kleine Elmthal mit seinen gewundenen Gängen und anmuthigen Ruheplätzen, den Derttern stiller Mittheilung zwischen Goethe und seinem fürstlichen Jugendfreunde, das überzeugende Bewußtsein erwecke: ein fühlendes Herz habe diese Anlagen geschaffen.

IV.

Das Euphrosyne - Denkmal.

Vor der Stadt Weimar, jenseits der Regelbrücke, wendet sich der Weg in einer geschwungenen Linie nach der Jenenser Landstraße und führt uns zu dem Eingange des Erholungs-Gartens. Es ist dies der Garten, welchen ehemals der heitere Märchenerzähler Musäus als ein Freundesgeschenk besaß und der, im Jahre 1824 durch ein von Karl August geschenktes Parkstück erweitert, Eigenthum der Erholungs-Ressource wurde. Diesem Garten war auch, wie schon erwähnt, das Euphrosyne-Monument einverleibt worden.

Ich fand hier eine feine, ungezwungene Gesellschaft bei Bier und Kaffee, eine jener öffentlichen Gartengesellschaften, deren reizende Gemüthlichkeit man nur in Deutschland kennt. Als ich nach dem „Monument“ fragte, wies man mir die im Garten, nahe dem Gesellschaftshause aufgestellte Büste des Schullehrers und Märchendichters von Weimar, deren Sockel die Inschrift trägt:

Die Wirklichkeit entflieh aus diesen Räumen,
Der ernste Amtsberuf
Hier, wo ein Dichter einst in sel'gen Träumen
Nur heitre Märchen schuf.

Man hätte dem heiter lächelnden, runden Gesicht keinen besseren Platz geben können, als diesen: unter frohen, trinkenden Freunden. In dieser Gesellschaft war er immer gern und ihn wiederum liebten die Weimarer Bürger. Gar manchen bewirthete er an dieser Stätte mit duftendem „Coffee“, den er selber gekocht und wozu er sich Wasser und Holz eigenhändig hinausgetragen hatte. Er war ein harmloser, sonderbarer Kauz, der Alles mitmachte und in Ettersburg Komödien spielen half und sich sogar im Hans Sachs'schen Fastnachtspiel von dem muthwilligen Narrenarzt Goethe die Narrenpüppchen, possirlich quäkend, aus dem Bauche schneiden ließ. Dieses Stückchen Land, auf

welchem er ein Häuschen baute, das ihm die Herzogin Amalia ausmübliren ließ, liebte er mit demselben Gefühl, wie Goethe seinen Garten an der Elm liebte und er führte viele Jahre lang ein Garten-Journal, worin er alle größeren und kleineren Begebenheiten, die er hier erlebt, sorgfältig und genau aufzeichnete; darin ist gebucht viel „sonderbares Wohlbehagen“, das er in Gesellschaft der geliebten Frau und der Kinder hier empfunden, aber es sind auch thränenfeuchte Stellen darin, wie folgende: „Bei verschlossener Thür gearbeitet und viel geweint, weil der liebe Gustel seit gestern mit einem heftigen Fieber befallen worden.“ — Sein Doctor-Diplom hatte er als ein öffentliches Dokument an die Stubenthür genagelt. Seine Märchen las er einem alten Soldaten und einem alten Weibe vor und richtete sich nach ihrer Kritik, ehe er jene Erzählungen zum Druck gab. Und diese Kritik bewährte sich, denn von den verschiedenen literarischen Leistungen des Musäus erlangten seine Märchen allein öffentlichen Beifall. Ja, der alte Musäus wußte die besten Kritiker und literarischen Beiräthe auszufinden: eine Klasse, welche bei uns übrigens stets zahlreich vertreten sein wird, denn in dem künftigen einigen deutschen Militairstaat wird es ja an alten Soldaten nicht fehlen und alte Weiber beiderlei Geschlechts läßt die Natur jeden Tag reifen.

Unter jenem Monument, nach welchem ich gefragt, hatte ich aber eigentlich nicht das pausbäckige Gesicht des treuherzigen Musäus sondern das Euphrosyne-Denkmal verstanden, welches Goethe seinem Lieblinge, der in Jugendblüthe verstorbenen Schauspielerin Becker hatte errichten lassen. Ich mußte daher meine Frage wiederholen und erhielt nun von einem guten Weimarer Bürger die harmlose Auskunft: dieses Denkmal stände dort in dem Tannenwalde am Fuße der Anhöhe, aber — „ich würde nicht Viel daran finden.“ Es ist allerdings nicht für Jedermann Viel daran zu finden. In unserer Zeit der Denkmäler-Manie, wo so viele „gute Leute und schlechte Bildhauer“ — ähnlich wie es im Ponce de Leon heißt — die Herren der Menschheit in kostbarem Marmor und Erz verewigen, was bedeutete da ein schlechtes Monumentchen aus Sandstein, das aus dem Ertrage einer Subscription zur Verherrlichung einer Schauspielerin hergestellt worden ist, selbst wenn es von den Verwüstungen der Zeit verschont geblieben wäre? Aber die stupiden Naturkräfte, welche Schaffen und Zerstören immer Hand in Hand gehen lassen, welche die schönste Menschenform vernichten, um in dem Stoffe, woraus der Gott sie gestaltet, den Maden eine Wohnstätte zu bereiten oder den von Phidias' Hand geweihten Marmorblock

mit zerstörender Feuchtigkeit tränken, um nichtswürdigem Moose Ge-
deihen zu schaffen — diese Elemente, die ganz besonders — wie Schiller
mit Recht sagt — das Gebild von Menschenhand hassen, haben auch
diesem sinnigen Denkmal mancherlei Unbill zugefügt.

Christian Theodor Musculus, der bei den letzten Ausgaben der
Goetheschen Werke behülflich gewesen ist, hat eine verdienstvolle Be-
schreibung des Denkmals veröffentlicht, welcher eine leider höchst elende
Abbildung beigegeben ist. Und doch hätte Musculus, der in Weimar
lebte, sich wahrscheinlich die Meyersche Zeichnung verschaffen können;
dieselbe war für den Schillerschen Almanach von 1799, der Goethe's
Elegie enthielt, bestimmt, und ist, obgleich der Kupferstich nicht zu
Stande kam, doch jedenfalls aufbewahrt worden. Seit jener Veröf-
fentlichung haben dreißigjährige Witterungseinflüsse die Beschädigungen
des Denkmals noch verstärkt und vermehrt. Aber wie vergänglich diese
steinerne Verherrlichung auch sein mag, so bleibt doch die des Dichters,
die Elegie „Euphrosyne“, unter Goethe's unsterblichen Gedichten
erhalten.

Das Denkmal wurde, nach der Einfindung von Heinrich Meyer,
im Jahre 1800 von dem Gothaer Hofbildhauer Döll gefertigt. Die
von Goethe, Böttiger und Kirms eingeleitete Subscription deckte
bei Weitem nicht die Kosten und es bedurfte noch eines Zuschusses
aus der herzoglichen Parkkasse.

Es steht jetzt in einer Allee von würdig düsteren Tannen, in der
Mitte des Weges. Ein auf einem Sockel ruhender Würfel, mit der,
von einem Lorbeerkränze umgebenen Inschrift „Euphrosynen“, trägt eine
Säule, auf deren Fläche vier Genien dargestellt sind, welche, in schwe-
bendem Tanze begriffen, einander Blumenkörbe und flammende Opfer-
schalen reichen. Sie haben, wie auch die übrigen Sinnbilder dieses
Monuments, eine zwiefache Bedeutung und stellen den Wechsel der
Jahreszeiten und den des Lebens vor. Den Säulenknäuel bilden als
dramatische Attribute vier, mit dem Schleier der Trauer umwundene
Masken, welche in allmähligem Uebergange des Gesichtsausdrucks die
Folge der Altersstufen und den Wechsel von Freude und Wehe bekun-
den; eine Todtenurne, in Gestalt einer Pinie, wie sie den Thyrsus-
stab endigt, bildet die Spitze des Ganzen.

Zelter, der das Monument noch an seinem früheren Plage sah,
schrieb später darüber an Goethe: „In den ersten Jahren meiner
öfteren Besuche bei Euch fand ich mich wie von einer Sibylle zu dem
Monumente des Parks in frühester Morgenstille hingezogen, ohne das

liebe Wesen gekannt zu haben. Einmal war's wie eine Erscheinung; ich sah nicht mehr den Stein und, als ob mir's zuwehte: Bleibe fern, Du gehörst der Erde! — schauerte ich von dannen."

Für die Realisten unserer Tage, die ihre Gefeierten, nicht wie sie der Schöpfer sondern wie sie der Schneider erschaffen, verewigen, mag, wie gesagt, dieses Monument, in welches Goethe und der sogenannte Kunst-Meyer in ihrer Weise so viel Bedeutendes hineingeheimnist haben, nur von untergeordneter Bedeutung sein. Wir Anderen dagegen sehen darin ein kostbares, stilles und würdiges Symbol des Goetheschen Idealismus. Es ist, wie Riemer mit Recht bemerkt, ein vierfaches Andenken.

Es perlen Goethe's Thränen auf diesem bemoosten Gestein. Die großen braunen Augen, die, wie die Augen der Götter, niemals blinzeln, konnten auch Thränen vergießen. Sicherlich hat er geweint um die Tochter, der er diesen Säulensturz errichtete, so gut wie er später um den Sohn weinte, der unter der Pyramide des Cestius bestattet wurde.

Neumann-Euphrosyne war Goethe's geistige Tochter.

Als er, in Italien zu künstlerischer Abgeschlossenheit gereift, die Dilettantentreiche von Ettersburg und Tiefurt schier vergessen hatte, bekleidete ihn der Herzog mit der obersten Leitung des neu errichteten Hoftheaters.

Ohne Hast — nach seinem Wahlspruch — verfolgt er jetzt seine künstlerische ideale Richtung.

Er gestattet der flüchtigen Tageswaare ihren Platz auf der Bühne, aber er erweitert allmählig den Maßstab und schreitet vom leichtsinnigen Zeitvertreib zu ernsten machtvollen Kunstvorstellungen fort. Bald gesellt sich Schiller zu ihm, mit flammendem Auge und weiten Schritten hastig vorausgehend. In einem Zeitraum von acht Jahren hat Goethe erreicht, wonach Lessing vergebens hingestrebt hatte: das Theater ist durch seine unvergleichliche Autorität zu einem Tempel des Edelsten, zu einer Schule des Großen und Erhabenen geworden. Während Schiller unerschöpflich bemüht ist, „das Menschengeschlecht zu erziehen,“ das Drama zu einem Spiegel der Geschichte zu erweitern und den Blick seines Volks zu diesem Spiegel emporzulenken, ist Goethe, gleich jenen Feldherren, die sich erst ihr Heer schaffen und zum Kriege üben müssen, unablässig beschäftigt, die Schauspieler durch Regeln, Leseproben und Anleitungen für die ideale, ästhetisch vollkommene Bühne auszubilden. Sein erstes und höchstes Gesetz ist: Uebereinstimmung;

„daß ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde;“ — „daß ein Feder mit Jedem stimmen, Alle mit einander ein schönes Ganzes vor Euch stellen sollen.“

Schon im ersten Jahre läßt er Shakespeare's König Johann aufführen. Dazu sendet ihm die Muse eine kostbare Menschenblüte: Die Tochter des Schauspielers Neumann von der Bellomo'schen Gesellschaft, Christiane Neumann, von der trefflichen Künstlerin Corona Schröter ausgebildet, spielte den Arthur. „König Johann von Shakespeare — sagt Goethe — war unser größter Gewinn. Christiane Neumann, als Arthur, von mir unterrichtet, that wundervolle Wirkung; alle die Uebrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge sein. Und so verfuhr ich von vorne herein, daß ich in jedem Stücke den Vorzüglichsten zu bemerken und ihm die Andern anzunähern suchte.“ In seiner Elegie läßt er die Verklärte an ihn, den Lehrer, die Worte richten:

„Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
 Jener täuschenden Kunst reizender Musen gewiehit.
 Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands.
 Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
 Jenes süßes Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
 Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Werth!
 Klein erscheint es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
 Macht die Liebe, die Kunst, jegliches Kleine doch groß.
 Denkst du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Breiter-Gerüste,
 Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
 Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
 Und belebtest in mir brittisches Dichter-Gebild,
 Drohdest mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandtest
 Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
 Ach! da warst du so hold und schüttest ein trauriges Leben,
 Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
 Freundlich faßtest du mich, den Berschmetterten, trugst mich von daunen,
 Und ich heuchelte lang', dir an dem Busen, den Tod.
 Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,
 Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
 Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
 Wiechte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.
 Fragte: warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
 O! so zeige mir an, wie mir das Bess're gelingt.
 Keine Mühe verbrießt mich bei dir, und Alles und Jedes
 Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
 Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
 Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.

Rein! mein liebliches Kind, so riefst du, Alles und Jedes,
 Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt,
 Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall,
 Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab.
 Aber am tiefsten traffst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
 Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt."

Im Jahre 1793 schloß die junge Künstlerin ein glückliches Ehe-
 bündniß mit dem Komiker Becker, wußte jedoch fortan die häuslichen
 und mütterlichen Pflichten mit ihren künstlerischen Bestrebungen zu
 vereinigen; aber schon nach drei Jahren erkrankte ihr jugendlicher Kör-
 per in Folge von Wochenbetten und den Anstrengungen in ihrem Be-
 rufe; der Tod der geliebten Mutter, der der eigenen Tochter, ein durch
 eine Feuersbrunst veranlaßter Schrecken: dies Alles trug bei, die an-
 fängliche Hustenkrankheit zu einem traurigen lebensgefährlichen Zustand
 zu verschlimmern. Am 22. September 1797, in ihrem zwanzigsten
 Jahre, schied sie sanft, mild und geduldig aus dem Leben, eine in der
 Blüthe fallende Rose.

Christiane Becker war von feiner Gestalt, reizender Gesichtsbildung,
 mit blondem Lockenköpfchen. Sie besaß ein vortreffliches Organ und
 hatte ihren Geist, schon in früher Jugend von der Schröter zu allem
 Schönen und Guten angeleitet, mannigfach gebildet. Ein von der
 Herzogin Amalie gefertigtes Delbild, welches das zehnjährige Mädchen
 als Göttin der Gerechtigkeit vorstellt, wie sie einen Schiller'schen Pro-
 log gesprochen, wird in der Dessauer Schloßgalerie aufbewahrt.

Im Trauerspiel wie im Lustspiel zeigte sie schon im dreizehnten
 Jahre für die Rollen der Liebhaberinnen und unschuldigen Charaktere
 die vielseitigste Gewandtheit. Das Weimarer Theater suchte noch
 Jahren vergeblich nach einem Mitgliede, das würdig gewesen wäre,
 diese große Priesterin der Kunst zu ersetzen; ihre vorzüglichsten Rollen
 waren: Minna von Barnhelm, Ophelia im Hamlet, Emilia
 Galotti, Amalie in den Räubern, Prinzessin Eboli, Blanca
 im Julius von Tarent, Klärchen im Egmont, Arthur im König
 Johann. Ihre letzte Rolle, Marie in Ziegler's Liebhaber und Neben-
 buhler, spielte sie, zwei Monate vor ihrem Scheiden, in Lauchstädt.
 Goethe hatte sie zuletzt als Euphrosyne in der Zauberoper „das
 Petermännchen“ gesehen, daher er ihr in seiner herrlichen Elegie die-
 sen Namen gab.

Außer ihm erklärte auch Wieland mit größter Anerkennung über
 die Künstlerin: Deutschland würde nur eine Schauspielerin haben,
 wenn sie nur noch einige Jahre so fortschritte; und Jffland äußerte:

sie vermöge Alles, denn sie versänke niemals in den verderblichen Rausch von Empfindsamkeit; ihres entzückenden Spiels in den Knabenrollen erinnerte sich das Publikum von Weimar noch lange nach ihrem Tode.

Am 26. September wurde Christiane unter dem Zufließen einer zahlreichen Menschenmenge aus Weimar und Jena zur Ruhestätte gebracht, wobei der Diaconus Zunkel in seiner Trauerrede das bescheidene, sittliche Verhalten der Verklärten hervorhob. Drei Tage später fand eine Todtenfeier auf dem Theater statt. In der Mitte einer vom Monde beleuchteten Landschaft stand eine Urne, welche, nachdem der Schauspieler Bohs ein Gedicht vom Vulpinus gesprochen, während eines Chorgesangs von zwei Kindern bekränzt und von dem gesammelten Theaterpersonal mit Blumen umstreut wurde.

Goethen traf die Nachricht von ihrem Hinscheiden auf seiner Schweizerreise. Als der „Purpur und Glanz scheidender Sonne von des höchsten Gebirgs zackigen Gipfeln hinwegschwand,“ — da erschien ihm, vom Felsen herüberglänzend, das Gebilde der geschiedenen Tochter und begeisterte ihn zu dem herrlichen Gedicht, welches aber erst im Juni 1798 abgeschlossen wurde. In der Elegie spricht er bezeichnend genug seinen Schmerz mit den Worten aus:

„Dieser liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur,
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündigt der Morgen sich an.“

In einem Briefe an Böttiger, von Zürich den 25. October 1797, schreibt Goethe: „Das gute Zeugniß, das Sie unserm Theater geben, hat mich sehr beruhigt, denn ich läugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich gewesen. Sie war mir in mehr als in einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Luft, für's Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen sein möchte.“

Ferner sagt er in seinen Tages- und Jahresheften: „Zum dritten

Male besuchte ich die kleinen Cantone, und weil die epische Form bei mir gerade das Uebergewicht hatte, erfann ich einen Tell unmittelbar in der Gegenwart der klassischen Dertlichkeit. Eine solche Ableitung und Zerstreung war nöthig, da mich die traurigste Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neumann, verehelichte Becker, war von uns geschieden; ich widmete ihr die Elegie Euphrosyne. Reichliches, ehrenvolles Andenken ist Alles, was wir den Todten zu geben vermögen."

Und bei seiner Rückkehr nach Weimar äußert er: „Auf dem Theater fand ich eine große Lücke: Christiane Neumann fehlte, und doch war's der Platz noch, wo sie mir so viel Interesse eingeflößt hatte. Ich war durch sie an die Bretter gewöhnt, und so wendete ich nun dem Ganzen zu, was ich ihr sonst fast ausschließlich gewidmet hatte."

Rnebel schrieb über die Elegie: „Empfange meinen besten Dank für Deine treffliche Euphrosyne, die ich aber und aber gelesen, mit tiefster Herzens- und Geistesrührung. Sie ist eines der naturseligsten zartesten Werke, die je von eines Dichters Seele durch die Feder geflossen; einzig, eigen und schön; die Verse frei wie die Natur."

Goethe freute sich, daß das Gedicht seinem Freunde „in schneebedeckter Jahreszeit als eine freundliche Natur- und Kunstblume entgegen geleuchtet habe"; auch Zelter giebt ihm das Zeugniß: „das Gedicht hat mir einen Eindruck unsterblicher Seligkeit hinterlassen." Den langsamen aber gewissen Verfall des steinernen Denkmals auf dem Rosenhügel ahnend, zollte er der Dahingeshiedenen ein dauernderes Denkmal, eingedenk ihrer Mahnung, die er sie in seiner Elegie aussprechen läßt:

„Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's
Reiche, massenweis', Schatten von Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzel, gefellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir."

V.

Goethe's Gartenhaus und Garten.

Die alten Ulmen und Linden flüstern, die Vögel hüpfen im Laubdach und rufen und antworten einander mit ihrem heitern Schlage; eine Allee alter Bäume schlängelt sich durch den Park und eröffnet eine entzückende Fernsicht. Duftige bunte Blumen prangen auf der Rasenfläche, die sich bis dicht vor das zweistöckige Häuschen erstreckt. Es liegt zwischen hohen Bäumen, im Südwesten der Stadt Weimar, hart am Wege nach Oberweimar, am Fuße des „Horns“, eines Höhenzuges.

Das reizende kleine Besitzthum beschreibt Eckermann ganz anschaulich: „Die Lage des Gartens, jenseits der Elm, in der Nähe des Parks, an dem westlichen Abhange eines Hügelzuges, hat etwas sehr Trauliches. Vor Nord- und Ostwinden geschützt, ist er den erwärmenden und belebenden Einwirkungen des südlichen und westlichen Himmels offen, welches ihn, besonders im Herbst und Frühling, zu einem höchst angenehmen Aufenthalt macht. — Der in nordwestlicher Richtung liegenden Stadt ist man so nahe, daß man in wenigen Minuten dort sein kann, und doch, wenn man umherblickt, sieht man nirgend ein Gebäude oder eine Thurmspitze ragen, die an eine solche städtische Nähe erinnern könnte; die hohen dichten Bäume des Parks verhüllen alle Aussicht nach jener Seite. Sie ziehen sich links, nach Norden zu, unter dem Namen des Sternes, ganz nahe an dem Fahrweg heran, der unmittelbar vor dem Garten vorüberführt. — Gegen Westen und Südwesten blickt man frei über eine geräumige Wiese hin, durch welche, in der Entfernung eines guten Pfeilschusses, die Elm in stillen Windungen vorbeigeht. Jenseits des Flusses erhebt sich das Ufer gleichfalls hügelartig, an dessen Abhängen und auf dessen Höhe, in den mannigfaltigen Laub-Schattirungen hoher Erlen, Eschen, Pappelweiden und Birken, der sich breit hinziehende Park grünet, indem er den

Horizont gegen Mittag und Abend in erfreulicher Entfernung begrenzet. — Diese Ansicht des Parkes über die Wiese hin, besonders im Sommer, gewährt den Eindruck, als sei man in der Nähe eines Waldes, der sich stundenweit ausdehnet. Man denkt, es müsse jeden Augenblick ein Hirsch, ein Reh auf die Wiesenfläche hervorkommen. Man fühlt sich in den Frieden tiefer Natureinsamkeit versetzt, denn die große Stille ist oft durch nichts unterbrochen als durch die einsamen Töne der Amsel oder durch den pausenweise abwechselnden Gesang einer Walddrossel. — Aus solchen Träumen gänzlicher Abgeschlossenheit erwecket uns jedoch das gelegentliche Schlagen der Thurmuhr, das Geschrei der Pfauen von der Höhe des Parks herüber, oder das Trommeln und Hörnerblasen des Militairs der Kaserne. Und zwar nicht unangenehm, denn es erwacht mit solchen Tönen das behagliche Nähegefühl der heimatlichen Stadt, von der man sich meilenweit versetzt glaubte. — Zu gewissen Tages- und Jahreszeiten sind diese Wiesenflächen nichts weniger als einsam. Bald sieht man Landleute, die nach Weimar zu Markt oder in Arbeit gehen und von dort zurückkommen; bald Spaziergänger aller Art längs den Krümmungen der Elm, besonders in der Richtung nach Oberweimar, das zu gewissen Tagen ein sehr besuchter Ort ist. Sodann die Zeit der Heuernte belebt diese Räume auf das Heiterste. Hinterdrein sieht man weidende Schafherden, auch wohl die stattlichen Schweizerkühe der nahen Oekonomie.“

Dies ist das einsame bescheidene Häuschen, dort jenseit der Elm an der Berghalde, welches Goethe gerade am liebsten in jener Zeit bewohnte, als noch der unbändige Jugendgeist in ihm gährte; er mochte sich von außen jene Beschränkung auferlegen, die er innerlich noch nicht erreicht hatte. Als er später zu innerer Ruhe und Selbstgenügen gelangt war, gönnte ihm das Schicksal eine behagliche ausgedehnte Räumlichkeit zur Wohnstatt, aber auch dann noch blieb ihm das Gartenhaus ein geliebter Zufluchtsort. Wenn seine Seele von dem Getöse der Welt so erschöpft war, daß die Ruhe ihr Lebensbedürfniß wurde, nahm er sogar keinen Anstand, sich mit Gattern und Pforten abzuschließen. „Es ist keine Möglichkeit, zu ihm zu kommen“, schreibt Wieland, „seitdem er beinahe alle Zugänge barrikadirt hat, denn alle näheren Wege zu seinem Garten gehen über die Elm. Nun hat er zwar drei bis vier Brücken machen lassen, aber Gott weiß warum, denn sie sind mit Thüren versehen, die ich, so oft ich noch zu ihm gehen wollte, verschlossen gefunden habe; da man also nicht anders zu ihm dringen kann, als mit einem Zug Artillerie oder wenigstens

mit einem Paar Zimmerleute, die Einem die Zugänge mit Aertzen öffnen, so ist Unserer gezwungen, das Abenteuer aufzugeben."

„Die rechtverstandene Einsamkeit — sagt Wilhelm von Humboldt — ist der Inbegriff alles schönen Daseins."

Was sinnige Ruhe, was ein stilles Gärtchen einem denkenden Geist, einem fein organisirten Hirn werth sind, das fühlte Goethe schon in jener gährenden Jugendzeit und sprach es schon im Werther mit den Worten aus: „Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir an einem traulichen Ort ein Hüttchen aufzuschlagen und da mit aller Einschränkung zu herbergen." Er hatte Vertuch's Garten gesehen und äußerte zum Herzoge den Wunsch, auch einen solchen Garten zu besitzen; und der Herzog, dem Alles daran lag, den hochbegabten Freund und Liebling zu halten, bewog seinen Geheim-Sekretair, Jenem das Fleckchen Erde zu überlassen. Vertuch erhielt als Entschädigung das Stück Land, auf welchem später das Landes-Industriecomptoir erbaut wurde.

Goethe nahm den Garten am 16 April 1776 in Besitz und meldete seiner gräflichen Freundin Augusta, der Schwester der Brüder Stolberg, am 17 Mai: „Hab ein kleines Gärtchen vor'm Thor, an der Alm, schöne Wiesen in einem Thal. Ist ein altes Häuschen drin, das ich mir repariren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen." Einige Tage später schrieb er ihr: „Ich aß mit dem Herzog; nach 2 Uhr ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe, der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten verdanke. Wir gingen in meinem Garten spazieren, ihr Mann, ihre Kinder, ihr Bruder, ein paar Fräulein Aiten; es kamen mehr zu uns, wir gingen spazieren und begegneten der Herzogin-Mutter und dem Prinzen, die sich uns angeschlossen. Wir waren ganz vergnügt. Ich verließ dann die Gesellschaft, ging noch einen Augenblick zum Herzog und aß mit Frau von Stein zu Nacht. Nun ist's wieder ein schöner, heiterer Tag. 12 Uhr in meinem Garten. Da laß ich mir von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorn möge anfangen zu tragen und zu leiden. Meine Lage ist die erwünschteste, die glücklichste und wieder... Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da so viel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: was nur das Schicksal mit mir will, daß es mich durch alle Schulen gehen läßt? — Nachts 10 Uhr in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hause

geschickt und will allein hier zum ersten Male schlafen. Die Maurer haben gearbeitet bis Nacht; ich wollt' sie aus dem Hause haben. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin Mutter da und der Prinz und waren guten lieben Humors, und ich hab' dann so herum gehausvateret, als Alles weg war, ein Stück kalten Braten gegessen und mit meinem Philipp von seiner und meiner Welt geschwätzt, war ruhig und bin's und hoffe, gut zu schlafen zu holdem Erwachen. Gute Nacht! Es geht gegen elf: ich hab noch gegessen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung, da haufen im Feld allein zu sitzen. Morgen früh wie schön! Alles so still. Ich höre nur meine Uhr tacken und den Wind und das Wehr von ferne."

„Sonntags früh den 19. Ein trüber aber herrlicher Tag. Ich hab' lang geschlafen, wachte aber gegen vier auf. Wie schön war das Grün dem Auge, das sich halb trunken aufthat! Da schlief ich wieder ein. — Um vier zu Wieland in den Garten, wo der Maler Kraus dazu kam. Beide mit mir in meinen Garten. Dann kam der Herzog und der Prinz mit noch zwei guten Geistern. Wir schwatzten und trieben allerlei. Frau von Stein mit ihrer Mutter kam von Oberweimar herunter spazieren, wir begleiteten sie."

„Montag den 20. Süßer Morgen! Arbeiter in meinem Garten. Allerlei Beschäftigungen. Bei der Herzogin-Mutter gegessen. — Und nun bin ich im Garten, habe eine Viertelstunde nach dem Feuerzeug getappt und mich geärgert, und bin so froh, daß ich jetzt Licht habe. Da drüben im Schloß sah ich viel Licht, indeß ich nach einem Funken schnappte, und wußte doch, daß der Herzog gern mit mir getauscht hätte, wenn er's in dem Augenblick hätte wissen können. Er ist ein trefflicher Junge und wird, will's Gott, auch ausgähren."

„Dienstag, den 21. Früh aufgestanden. Herrlicher, kühler Sommermorgen. Arbeiter im Garten. Ein Jäger bringt mir einen jungen Fuchs."

Glücklicher Goethe! Was fehlte ihm unter blühenden Bäumen und singenden Vögeln? Da war es ihm eine Kleinigkeit, die Beschwerden des Umbaues zu ertragen, unter beständigem Pochen und Lärmen der Bauleute zu denken und dichten, in dem offenen Hause ohne Fenster und Thüren, in einen Mantel gehüllt, zu schlafen, bis er endlich der Frau von Stein schreiben konnte: „Ich habe wieder Fenster und kann wieder Feuer anmachen, das mir bei der rauhen Witterung sehr zu statten kommt." — Späterhin nahm er es mit dem „Feueranmachen" nicht so genau. Er wollte sich „abhärten" und zwar

in jenem Sinne, wie man damals die Abhärtung verstand. So arbeitete er während zweier Winter im ungeheizten Zimmer, und nur wenn ihm die Finger gar zu starr wurden, wärmte er sich am Herd in der Küche oder rückte den Tisch an das flackernde Feuer. Bei dieser Abhärtung konnten denn auch Zahnschmerzen und Wangengeschwulst nicht ausbleiben.

Pflanzen und Dichten wechseln jetzt ab. Am 1. November pflanzte er Linden, am 7. November brachte er die Bienen zur Winterruhe. Hier arbeitete er an den „Geschwistern“, worin er ein Liebesverhältniß behandelte, welches mit Recht auf sein Verhältniß zu Charlotte von Stein bezogen wurde; auch lernte er seine Rolle in den „Mitschuldigen“, die am 21. November zur Aufführung kamen. „Ich wohne noch im Garten“, schreibt er an Merck, „und balge mich mit der Jahreszeit herum, und die Abwechselungen der Witterung und der Welthandel um mich frischen mich immer neu an.“

Im nächsten Jahre, beim Erwachen des Frühlings, kann er sich schon zu den Glücklichen zählen, die er in dem Gedicht rühmt:

Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an,
Ein lock'res Bett dem Samen zu bereiten!
Raum riß der März das Schneegewand
Dem Winter von den hager'n Seiten,
Der stürmend floh und hinter sich auf's Land
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
Und Berg in kaltes Graü
Versteckt: da geht er ohne Säumen,
Die Seele voll von Ernteträumen,
Und sä't und hofft.

„Goethe grüßt Sie“, schreibt Wieland am 4. April 1777 an Merck, „und läßt Ihnen wissen, daß er fleißig in seinem Garten arbeite und hoffe, daß Sie einst zu ihm kommen und mit Augen sehen und Freude daran haben werden. Zeichnen ist außer dem Pflanzen jetzt sein Lieblingsgeschäft. Sie werden auch hier über die Wunder seines Genies erstaunen. Er zeichnet völlig wie er dichtet und schreibt. Nur sollen Sie seinen Pflanzungen Zeit lassen, recht einzuwachsen, ehe Sie kommen.“

Am 17. März wurde der Grundstein zu einem Altan gelegt. Goethe blieb auch hierbei in seinem Gartenhäuschen wohnen, um Alles zu beaufsichtigen, gleich wie es auch sein Vater bei dem Hausbau in Frankfurt gehalten hatte. Am 19. Mai schloß der Dichter bereits auf dem

Altan. Dies wiederholte er oftmals im Sommer, nur in einen Mantel gehüllt. Hier wartete er Gewitter ab und beobachtete die verschiedenen Naturphänomene. Dabei war sein Diener Philipp sein einziger Gesellschafter. Die Kost war einfach; gewöhnlich gab es Abends einen Eierkuchen, öfters ging es noch spärlicher zu. — „Ich war bei Goethe auf dem Altan,“ schreibt Wieland. „Ein lieberes, sich wärmer an Einen legendes oder, wie die Schwaben sagen, ein mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben. Es ist recht, als ob Goethe's Genius das Alles vor Jahrhunderten so angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er's einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte.“

Anheimelnd war das ganze Häuschen, aber auch beschränkt im Raume, wie wir es heut noch sehen und wie es Kösel in einer getuschten Zeichnung dargestellt hat, die sich im Besitz der Goethe'schen Familie befindet. Es steht auf einer kleinen felsigen Terrasse. Das schwarzgraue spitze Schieferdach beträgt wohl die Hälfte der ganzen Höhe des zweistöckigen Häuschens. Die auf der Westseite nach der Fahrstraße hin gelegene Vorderfronte ist von Rosen und wildem Wein umrannt und grenzt an eine Wiesenfläche; von der Südseite des Hauses erblickt man die Höhen von Belvedere, von der nördlichen die Parkanlagen. Durch die Hausthür, welche sich auf der östlichen, durch den Bergabhang geschützten Seite des Hauses, im Innern des Gartens, befindet, gelangt man über einen Flurboden aus farbigen Ziegeln zu einem kleinen Zimmer, an welches die Küche und die Vorrathskammer stoßen. Die nebenliegende Treppe führt zu dem obern Stock, welcher aus einer heizbaren Stube und zwei nicht heizbaren einfachen, schmalen und niedrigen Seitenkabinetten besteht. Das heizbare Zimmer war das Wohn- und Empfangszimmer, das eine der Kabinette das Arbeitszimmer, das andere das Schlafgemach Goethes. In den unteren Räumen bewahrte er auch manche Curiosität, wie einen kolossalen Steinkohlen-Urstamm, der bei den Arbeiten in der Jlimenauer Grube entdeckt worden war.

Das Gartenhaus wird jetzt von des Dichters Enkel, dem Cabinetssecretair Waltherr von Goethe, unter Verschluss gehalten und der Zutritt nur ausnahmsweise als Günst gestattet. Die unteren Räume sind ganz leer, nur eine der von Goethen verfaßten Felsinschriften welche neu hergestellt worden, lehnt an einer Wand des kleinen Zimmers. Im obern Stockwerk steht im Schlafgemach noch die alte Gurtbettstelle. In den Eckschränken eines Cabinets befinden sich zwei

geschmackvoll geformte Porzellanleuchter, deren Fußgestell eine Sphynx bildet, das Schreibzeug und das Kaffeegeschirr Goethe's. Das Arbeitszimmer enthält noch den schlichten hölzernen Arbeitstisch, ein Polsterstühlchen und ein gepolstertes Bänkchen.

Goethe selbst sagt von dem Hause:

Uebermüthig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedriges Haus;
Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein froher Muth bescheert.
Schlanke Bäume grüner Flor,
Selbstgeplanzt, wuchs empor.
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

Und die bescheidenen Räume versammelten nicht selten eine glänzende Gesellschaft, die den Weg durch die von wilden Rosenhecken umgebenen Holzgitterthüren fand: die herzogliche Familie, die reichsten der Hofleute, darunter der drollige Freiherr von Seckendorf, mit welchem „viel gelärmt und Unordnung gemacht wurde“; der gutmüthige, schwachhafte Wieland; Frau von Stein hatte den Schlüssel zu den Thüren und bedurfte nicht der Zimmerleute mit Aexten, um sich den Zugang zu öffnen; auch die schöne Corona Schröter, die Goethe seine „Krone“ nannte, besuchte ihn oft in seinem Gartenhause. Und in diesen bescheidenen Räumen entstanden viele seiner schönsten Gedichte, die ersten Bücher des „Wilhelm Meister“, die „Briefe aus der Schweiz“, der Anfang der „Iphigenie“; hier studirte er die Entwicklung der Pflanzen. Jener Altan, den Wieland so anmuthig schilderte, verfiel während der Abwesenheit Goethe's in Italien, seine Spuren wurden allmählich durch neue Ausbesserungen verwischt; auch Waschküche und Holzstall mußten späterhin abgebrochen werden, so daß das Häuschen sich nur noch zu einem Sommeraufenthalt für wenige Personen eignete. Goethe mußte daher seinen Freund Schiller, als dieser mit seiner Familie dort zu wohnen wünschte, abschläglich bescheiden: „Mein Gartenhaus stünde Ihnen recht sehr zu Diensten, aber es ist nur ein Sommeraufenthalt für wenige Personen. Da ich selbst so lange Zeit darin gewohnt habe, und auch Ihre Lebensweise kenne, so darf ich mit Gewißheit sagen, daß Sie darin nicht haufen können, um so mehr als ich Waschküche und Holzstall wegbrechen lassen, die in einer etwas größern Haushaltung völlig unentbehrlich sind.“ Als es sich dagegen später darum handelte, den Freund allein

zu beherbergen, schrieb er ihm bereitwillig von Raachstädt: „Sie werden einen Schlüssel zu meinem Garten und Gartenhaus erhalten; machen Sie sich den Aufenthalt einigermaßen lieblich und genießen Sie der Ruhe, die in dem Thale herrscht.“

Doch kehren wir zu den ersten Jahren, die Goethe dort verweilte, zurück!

Noch heute sehen wir die Hecken, die er damals um seinen Garten anlegen ließ. Die hochgewölbten Eichen und Linden, die den dorthin Pilgernden jetzt Schatten gewähren, setzte er selbst im November 1776 und im folgenden Jahre. Und von dieser Thätigkeit nahm er das Gleichniß, als er in Betreff der zweiten Vermählung seines Schwagers Schloffer an seine Mutter schrieb: „Sagen kann ich über die seltsame Nachricht Ihres Briefes gar nichts. Mir ist's, als wenn in der Herbstzeit ein Baum gepflanzt würde. Mein Haushalt fängt an, sich zu ordnen; es ist Einem in dem Gartenhüttchen bald wie in einem Schiff auf dem Meere.“

Fünfzig Jahre lang wuchsen dem Glücklichen seine Pflanzungen an seiner Seite, unter seinen Augen auf; unter diesen Laubhallen wandelte er ein halbes Jahrhundert sinnend und dichtend, immer stattlich und fest auftretend, einher, oder empfing gastlich die zahlreichen Besucher; hier erging sich so behaglich sein alter Freund Zelter, dem er bei seinem ersten Besuche aus einem Fenster des Erdgeschosses den frohen Willkommenruf zurief: „Guten Morgen, alter Herr!“

Im Jahre 1799 schreibt Goethe an Knebel über seinen Garten: „Ich muß nur erst das nächste Frühjahr die Wildniß ein wenig kändigen, denn die Bäume und Sträucher, die vor 20 Jahren gesetzt worden, haben dem Boden und dem Hause Licht und Luft fast weggenommen. So kommt es doch wohl manchmal, daß uns unsere eigenen Wünsche über den Kopf wachsen.“ — Ganz in ähnlichem Sinne äußert er sich, fast dreißig Jahre später, zu demselben Freunde: „Die Helena, ein Erzeugniß vieler Jahre, kommt mir gegenwärtig ebenso wunderbar vor, wie die hohen Bäume in meinem Garten am Stern, welche, doch noch jünger als diese poetische Conception, zu einer Höhe herangewachsen sind, daß ein Wirkliches, welches man selbst verursacht, als ein Wunderbares, Unglaubliches, nicht zu Erlebendes erscheint.“

„Ich habe die Bäume vor vierzig Jahren alle eigenhändig gepflanzt,“ äußerte er 1824 zu Eckermann, „ich habe die Freude gehabt, sie heranwachsen zu sehen und genieße nun schon seit geraumer Zeit

die Erquickung ihres Schattens. Das Laub dieser Eichen und Buchen ist der mächtigsten Sonne undurchdringlich; ich sitze hier gern an warmen Sommertagen nach Tische, wo dann auf diesen Wiesen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrscht, von der die Alten sagen würden: daß der Pan schlafe."

Solche halbhundertjährige Fülle des Segens hat er selbst im Gedichte gepriesen in seinen alten Tagen:

Der's gebaut vor funfzig Jahren,
Sieht es noch am Wege stehn,
Liebespaar vorübergehn;
Wie wir andern damals waren,
Als die Bäume lieblich kühlten,
Nichter in dem Schatten spielten;
Wo sich Liebende verstanden,
Immer suchten, oft sich fanden
Zu gefellig frischem Leben,
Wie wir's euch nun übergeben.

Dieser alte Weidenbaum
Steht und wächst als wie im Traum,
Sah des Fürstendaches Glutten,
Sieht der Feme leises Fluten.

Am 17. Juli 1777 schrieb er an Augusta:

Alles gaben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblichen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

„So sang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Flusse stieg, der vor meinem Garten durch die Wiesen fließt, und das bewahrheitet sich täglich an mir. Ich muß das Glück für meine Liebste erkennen, dafür schiert sie mich auch wieder wie ein geliebtes Weib.“ Auf dieses Wonnegesühl bezieht sich auch wol das reizende Gedicht „An den Mond.“

Füllest wieder's liebe Thal
Still mit Nebelganz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gesicht
Eindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge mild
Ueber mein Geschick.

Die meisten seiner kleinen Gedichte, in denen er das Wohlgefallen an seinem Garten ausspricht, hat er an Frau von Stein gerichtet:

Sag' ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanz;,
Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wieder liebt,
Die die reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wieder giebt.

Wachset wie in meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dicke, dicke,
Dicht bei ihr genießen mag.

und ein anderes:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh',
Leb' in Liebes-Klarheit und Kraft,
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebes-Dumpfsheit und Kraft hinlebt,
Und sich durch seltenes Wesen webt.

Die Liebe zu Frau von Stein wurde recht eigen in diesem Hause und Garten gehegt: hier war Goethe in seiner Liebe glücklich, hier träumte, dichtete, pflanzte er, von dem Bilde seiner süßen Neigung umschwebt.

Auf einem Hügel dicht hinter dem Gartenhause erhebt sich, von einer riesigen doppelstämmigen Kastanie überragt und von jüngerem Kastanienwuchs und schlanken Eschen umgeben, ein Fels mit einer Inschrift. Bogig gestaltete Seitenwände aus kleinerem Gestein ziehen sich nach dem Kieswege hinab; auf dem freien Platze stehen ein Steintisch und zwei Bänkehen. Dies war ein geheiligtes Lieblingsplätzchen für den Dichter. Das Denkmal schreibt man seiner Liebe zur Frau von Stein zu. Die Inschrift gehörte ohne Zweifel zu jenen dreien, von welcher er am 5. Mai 1782 Knebel meldete. Sie ist unter verschiedenen Varianten bekannt geworden, lautet aber wörtlich:

Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten.

Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
 Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gefellen:
 Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
 Jedem Baume des Waldes, um den ich wandernd mich schlinge,
 Ruf ich weißend und froh: Werde mir Denkmal des Glücks!
 Dir allein verleih' ich die Stimme, wie unter der Menge
 Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Ein anderes Monument steht am äußersten Ende des Gartens: neben einer jetzt verwitterten und gekrümmten Ulme, unter prächtigen Lindenbäumen ein steinerner Kubus mit einer darauf ruhenden Kugel, dem sinnig Schauenden ein bedeutungsvolles Symbol.

Und dieses Fleckchen Erde, diesen Garten liebte Goethe über Alles. Als er sich im October 1777 auf kurze Zeit nach Eisenach begeben hatte, um mit Merck zusammen zu treffen, schrieb er im Gefühl des Heimwehs nach Weimar: „Gern kehre ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, im Schnee verweht und, will's Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu theilen habe.“ Auch auf späteren Reisen nach der Schweiz und Italien sehnte er sich, „seine Lieben unter seinem armen Dache am Kamin zu versammeln und ihnen mit seinen Erzählungen die Abende zu kürzen.“ Eines Morgens erwachte er so beglückt in seinem Gartenhüttchen, daß er in ein Gebet ausbricht: „Heiliges Schicksal, du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu lassen; aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick!“

Im Jahre 1779 finden wir den Dichter in seinem Gartenhause an der „Iphigenie“ schaffend; doch fehlt es ihm an der rechten Sammlung, denn es liegt ihm eine Reise durch das Herzogthum ob, die Straßen zu besichtigen und die Aushebung der Rekruten zu leiten. „Den ganzen Tag,“ schreibt er an die Stein, „brüt ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüßt ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht 10 Stunden geschlafen habe. So ganz ohne Sammlung, nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogriffs, will's sehr schwer sein, etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen bekleidet ist. Ich habe mir Musik kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden! — Meine Seele

löset sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Acten. Ein Quatro neben der grünen Stube, sitz' ich da und rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Scene soll sich heute absondern, denke ich."

Im Frühjahr 1780 ist der Dichter darauf bedacht, dem Gärtlein „das Pachtkleid auszuziehen," das bisher gemiethete zu seinem Eigenthum zu machen. Zwei Jahre später ist er derartig mit weltlichen Geschäften überhäuft, daß eine Trennung von seinem Gärtchen nothwendig wird. Ungern entschließt er sich dazu, doch ist er, in der Jugend Thatkraft, nicht willens, der Wirksamkeit als Staatsmann, von welcher er sich einen segensreichen Einfluß auf das Gemeinwohl verspricht, ein schweres Opfer zu versagen. Im Alter schaute er jenes Verhältniß mit andern Blicken an, als er zu Eckermann äußerte: „Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowohl von außen als von innen, waren zu viel. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt, gehindert! Hätte ich mich mehr vom öffentlichen und geschäftlichen Wirken und Treiben zurückgehalten, und mehr in der Einsamkeit leben können, ich wäre glücklicher gewesen und würde als Dichter mehr gemacht haben." Er sah nun ein, daß es sich erfüllt, wie er geahnt hatte: „vielleicht bleibt der babylonische Thurm stumpf und unvollendet." Damals aber, im einunddreißigsten Jahre seines Lebens, trieb ihn noch die Begierde, „die Pyramide seines Daseins so hoch wie möglich in die Luft zu spizen." Dennoch kam es ihn schmerzlich an, den Garten im schönen Mai zu verlassen; sein Trost war, daß er ihn doch noch mit seinen Freunden in freien Stunden genießen könne. Und dieses Glücks genoß er lange. Er hatte es verstanden, sich in seinem abhängigen Verhältniß so viel äußere Unabhängigkeit als möglich zu bewahren und seine innere Selbstständigkeit unverletzt zu erhalten; die goldene Kette, die ihn an das Hofleben band, war allmählich zu einem dünnen Faden abgeschwächt worden. Im Jahre 1793 fühlt er diesen Faden wieder. Sein Fürst, der sich, aus Vorliebe für Soldaterei und Hesyagden, ziemlich fern von ihm gehalten, beruft ihn nach Mainz. Goethe, „ein Kind des Friedens," wie er sich selbst nannte, sollte sich auf den Kriegsschauplatz begeben. Am schmerzlichsten ist ihm wieder der Abschied von seinem Garten; zum Andenken entwirft er noch von ihm eine Federfizzi, welche nebst dem darunter geschriebenen Gedicht *Schwerdtgeburt* im Jahre 1821 mit andern Handzeichnungen von Goethe in radirten

Blättern herausgegeben hat. Goethe berichtet späterhin über seine damalige Stimmung: „Wie ungeru ich mich dem Kriegstheater näherte, überzeuge sich, wer etwa die zweite nach meinen Skizzen rabirte Tafel in die Hand nimmt. Sie ist einem sehr genauen Federumriß nachgebildet, den ich wenige Tage vor meiner Abreise sorgfältig auf Papier gebracht hatte. Mit welchem Gefühl, sagen die wenigen dazu gedichteten Reimzeilen.“

Goethe kehrte wohlbehalten von dem Kriegsschauplatz zurück. Die Kriegsfurie tobte über Deutschland: er fand Ruhe und Sammlung in seinem Hausgarten und verlebte nach jener ungestümen Zeit noch zwei Decennien des Friedens unter seinen schattigen Bäumen.

Diese stehen heut fast alle noch, dem andächtigen, nach den klassischen Stätten Weimars wallenden Pilger heilige Geheimnisse zuflüsternd. Ein hundertjähriger Wachholderbaum in Goethe's Garten wurde in einer stürmischen Januarnacht 1809 umgebrochen; Goethe ließ sich aus dem Holze ein Geldkästchen fertigen, welches gegenwärtig im Besitze des Hauptmanns Niemer in Köln ist; auch auf der großherzoglichen Bibliothek wird ein solches gezeigt. Dagegen erinnere ich mich nicht, dort ein Bild dieses Baumes gesehen zu haben, worüber Goethe selber in seinen Tag- und Jahresfesten Folgendes schreibt: „Dieser Baum, der einzige in der ganzen Gegend, wo der Wachholder fast nur als Gestrüppe vorkommt, hatte sich wahrscheinlich aus jenen Zeiten erhalten, wo hier noch keine Garten-Cultur gewesen. Es hatten sich allerlei Fabeln von ihm verbreitet: ein ehemaliger Besitzer, ein Schulmann, sollte darunter begraben sein; zwischen ihm und dem alten Hause, in dessen Nähe er stand, wollte man gespensterhafte Mädchen, die den Platz reinkehrten, gesehen haben: genug, er gehörte zu dem abenteuerlichen Complex jenes Aufenthalts, in welchem so manche Jahre meines Lebens hingeflossen, und der mir und Andern durch Neigung und Gewohnheit, durch Dichtung und Wahn so herzlich lieb geworden. Den umgestürzten Baum ließ ich durch einen jungen Künstler zeichnen, wie er noch auf Herzoglicher Bibliothek zu sehen ist; die Unterschrift sagt von ihm Folgendes:

„Oben gezeichneter Wachholderbaum stand in dem Garten des Herrn Geheimrath von Goethe am Stern. Die Höhe vom Boden bis dahin, wo er sich in zwei Aeste theilte, war 12 hiesige Fuß, die ganze Höhe 43 Fuß. Unten an der Erde hielt er 17 Zoll im Durchmesser; da wo er sich in die beiden Aeste theilte, 15 Zoll. Jeder Ast 11 Zoll und nachher fiel er ab, bis sich die Spitzen ganz zart ver-

zweigigen. Von seinem äußerst hohen Alter wagt man nichts zu sagen. Der Stamm war inwendig vertrocknet, das Holz desselben mit horizontalen Rissen durchschnitten, wie man sie an den Kohlen zu sehen pflegt, von gelblicher Farbe und von Würmern zersessen. — Der große Sturm, welcher in der Nacht vom 30. zum 31. Januar wüthete, im Jahre 1809, riß ihn um; ohne dieses außerordentliche Ereigniß hätte er noch lange stehen können. Die Gipfel der Aeste, so wie die Enden der Zweige waren durchaus grün und lebendig."

Mögen die übrigen Bäume erhalten bleiben! Wir wollen hoffen, daß — mit Werther's Worten zu reden — „kein Hund den ersten Hieb daran thue.“ „Ich, der ich mich vertrauern könnte,“ — spricht Goethe-Werther weiter — „wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe ständen und einer davon stürbe vor Alter ab.“ Mögen diese schattigen Bäume auch von dem Zahne der Zeit noch lange verschont bleiben! Wohl haben die Veteranen der Pflanzenwelt ein dauernderes Leben als viele Generationen der Menschen; aber auch sie werden dahinsterben, hoffentlich Jahrhunderte früher, als das Andenken des Unsterblichen, der sie gestiftet, bei dem deutschen Volke erloschen ist. Goethe's Hausgarten ist recht eigentlich die Stätte, an der wir lernen können, uns aus dem verworrenen Weltgetriebe zurückzuziehen auf unser Inneres, auf unser Herz, auf unsern Herd; er ist jene liebliche Enge, wo der Dichter in stillem Behagen das Unsterbliche schuf, das noch heute die Mächte des Todes in uns niederzwingt, die Stätte, deren Glück er vor seiner Abreise nach dem Kriegstheater bei Mainz so bezeichnend schildert:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus.
 Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
 Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
 Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
 Und wie wir auch durch fremde Lande ziehn,
 Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
 Wir wenden uns, wie auch die Welt entzückt,
 Der Enge zu, die uns allein beglückt.

VI.

Das grüne Schloß.

Ein Gebäude, welches den Namen einer Walhalla mit nicht minderm Rechte als jener Marmortempel verdient, den König Ludwig von Bayern zur Erinnerung an die größten Geister Deutschlands errichten ließ, steht in der Stadt Weimar und ist mit zu den classischen Stätten der Glanzzeit unserer Literatur zu zählen. Es heißt mit einem älteren Namen das grüne Schloß, mit einem neueren das Bibliothekgebäude. Diese Weimarische Ruhmeshalle hat nicht ihresgleichen in Deutschland: als ein Monument der glänzendsten Literaturperiode, welches an das Leben, die Schriften und Schicksale der edelsten Menschen erinnert, als eine Sammlung von Kunst- und Literaturschätzen und eine Galerie von etwa 40 Portraitbüsten, 50 Portraitbildern und zahlreichen Bildniß-Kupferstichen, in verschiedenen Lebensaltern diejenigen Zeitgenossen darstellend, welche zum größten Theil der Weimarischen Literatur- und Kunstperiode und ihren unsterblichen Heroen, aber auch dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft überhaupt angehört haben.

Das grüne Schloß zu Weimar wurde vom Herzog Johann Wilhelm im Jahre 1562 erbaut und erhielt seinen Namen von der Grundfarbe des unteren Bogenganges. Im Jahre 1760 ließ es Anna Amalie zum Bibliothekgebäude einrichten und bald darauf die fürstliche Büchersammlung hierhin versetzen, die sonst mit dem Residenzschlosse ein Raub der Flammen geworden wäre.

Bartholomäi, nach ihm Spilker, wirkten hier als Bibliothekare. Dann folgte, von Karl August eingeladen, der Verfasser der „*Epistolae Vimarenses*“, Billoison, derselbe, von welchem die Herzogin Amalie an Knebel aus Tiefurt schrieb: „Der theure Billoison, der durch seine wohlgenährte Behaglichkeit (die uns hier ganz unbekannt

ist) etwas beschwerlich wird, aber doch auch wiederum durch seine Wissenschaftlichkeit und kindliche Gutmüthigkeit lieb wird, gefällt sich bei uns noch sehr." Durch Villoison ließ die Herzogin auch Handschriften im Geschmack des Alterthums unter die Büsten ihrer drei Genien Wieland, Herder und Goethe setzen, welche in Tiefurt aufgestellt waren. „Da nun seine Feder,“ schreibt die Herzogin, „einmal angefaßt, unaufhaltfam fortläuft, so habe ich denn auch ein ganzes halbes Duzend davon bekommen.“ Im Jahre 1797 wurde der Theaterdichter Vulpius, der Verfasser des berühmten „Rinaldo Rinaldini“, der „Romantischen Bibliothek“ und vieler historischer und zeitgeschichtlicher Unterhaltungsschriften, an der Bibliothek angestellt und einige Jahre später erster Bibliothekar. Dies geschah jedoch erst neun Jahre später, nachdem seine zierliche, reizende Schwester Christiane Goethe's Protektion für ihn gewonnen hatte. Im Jahre 1803 ließ Karl August einen Flügel anbauen und 1821 den daneben befindlichen Thurm der alten Stadtmauer durch einen Umbau zu einer Militärbibliothek und Landkartensammlung einrichten und mittelst einer künstlichen Wendeltreppe, die aus dem Schlosse von Weida hierher versetzt wurde, mit den übrigen Räumen verbinden. Im Jahre 1824 wurde Nath Kräuter an der Bibliothek thätig, 1812 Goethe's Freund, der Lexikograph Riemer, Bibliothekar und 1838 Oberbibliothekar.

Das langgestreckte Gebäude liegt auf einem Hügel am Haupteingange des Parks, welchem die Seite mit dem runden, reich mit Ephen umgrüntem Thurme zugekehrt ist. Das untere Geschloß des zweistöckigen Gebäudes enthält das gemeinschaftliche Hauptarchiv des Ernestinischen Hauses. Die Treppe, deren Absätze mit fürstlichen Bildnissen und Abgüssen nach Antiken geschmückt sind, führt in die beiden Geschäftszimmer, an welche der längliche Saal grenzt. Dieser ist auf zwei gegenüberliegenden Seiten von einem Gange eingefast, von Pfeilern umgürtet und mit einem Deckengemälde, einer Ruhmesgöttin von H. Meyer, geschmückt. Oberhalb der Pfeiler der Umgürtung laufen rings um den Saal zwei Galerien, eine größere und über derselben eine zweite schmälere. Neben der ersten Galerie liegt ein aus drei Gemächern bestehendes Kunkstkabinet. Der Thurm, zu welchem man aus den Geschäftszimmern über einen Söller gelangt, enthält vier über einander liegende Abtheilungen Repositorien voll Landkarten, Militärschriften, Handzeichnungen, Wappen u. s. w. Von oben bis unten windet sich eine künstliche Treppe aus 64 Stufen, viermal um die Spindel laufend; ein Sträfling soll sie aus dem Stamm einer

Nieseneiche gefertigt und sich damit die Freiheit verdient haben; unten am Stamm ist der „Tag Margarethae 1671“ als die Vollendungszeit eingegraben.

Wir übergehen hier die kostbaren Schätze, welche das Gebäude an Gefäßen, Modellen, Münzen, Karten, Zeichnungen, Büchern, Handschriften und Incunabeln enthält, und fassen nur diejenigen Kunstwerke, meist Büsten und Portraits, ins Auge, welche die Weimariſche Bibliothek zu einer deutschen Ruhmeshalle machen. Das Bildniß des Fürsten, welcher Weimar zu Ansehen, Namen und Ruhm brachte und seinen Hof zu einem zweiten Hofe von Ferrara bildete, Karl August, in ganzer Gestalt, erblicken wir gleich an der Rückwand des Hauptsaales. Es ist das einzige lebensgroße Bild dieses Fürsten, von Jagemann gemalt, ihn in grünem Schnürröck, weißer Weste mit gelben Knöpfen, grauen Beinleidern und Sporenstiefeln darstellend. So einfach, fast englisch nachlässig gekleidet, steht er, halb zur Seite gewandt, in seinem Park. Man sieht ihm an, daß er sich hier nicht, wie so oft an fremden Höfen, unbehaglich fühlt, daß er in seinem Element ist, wo er sogar seine liebe Tabakspfeife rauchen könnte. Das breite Gesicht, die stark endende Nase, die verfallene Oberlippe, die hohe, von ergrauendem Haar beschattete Stirn: dies Alles deutet auf den Eintritt in das Greisenalter. Es ist der alte Herr, der seinen „schweigsamen“ Minister Goethe mit Freundschaft und Hochachtung hegte und noch gern in dem traulichen Zimmer am Frauenplan mit ihm plauderte, ihn aber doch am liebsten auf Hezjagden und Parforceritten an seiner Seite gesehen hätte, wie in jenen „lustigen“ Tagen von Weimar, als Beide noch jung und ungestüm waren. Goethe aber, sein Leben lang anerkennend, daß der Herzog eine „immer vorschreitende“, tüchtige, großartige Natur sei, hatte doch früh genug erkannt, „daß der Frosch fürs Wasser gemacht ist, wenn er gleich auch eine Zeit lang sich auf der Erde befinden kann;“ daß dem hohen Freunde zu viel herrische Eigenschaften und noble Passionen angeboren und anerzogen waren, als daß er in einem fortgesetzt vertrauten Umgang mit ihm hätte leben können. Es ging bald eine Verwandlung mit ihm vor; er zog sich zeitig von den „Ausbrüchen der Naturwildheit“ zurück, und die Hoffeste, wo er seine Hand hatte hergeben müssen, „den Kreisel zu treiben“, besuchte er seltener. „Je größer die Welt, um so garstiger die Farce“; schreibt er über das Hofleben, „keine Bote oder Gelei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft wie das Wesen die Großen, Mittelen und Kleinen durch einander.“ An dem Herzog

mißfielen ihm „die Knoten in dem Strange seines Wesens“, seine Neigung zum Unschicklichen, seine Vorliebe für das Soldatenspiel und „das Kind und der Fischschwanz“, welche so oft unvermuthet wieder hervorguckten. Er hatte es auch kein Hehl gegen den Herzog, daß er nicht der „Popanz“ sein und daß er „keine Reise mehr mit ihm thun“ wolle. Noch im hohen Alter von dem Freunde tief gekränkt, rief er schmerzlich aus: „Karl August hat mich nie verstanden!“ Und dennoch verstanden sie sich, in Lust und Trauer, in Liebe und Freundschaft verbunden, funfzig Jahre lang, und der Herzog, der solcher hochherzigen und rührenden Empfindungen fähig war, wie er sie in jenem Briefe an Knebel ausspricht, worin er ihn abmahnt, aus seiner Nähe und Freundschaft zu scheiden: er war auch im Stande, zu schätzen, nicht nur welche Arbeiten und Sorgen ihm Goethe hatte tragen helfen, sondern auch welche reiche Folgen das Verhältniß mit ihm auf seine eigene menschliche Entwicklung gehabt, und daß, wie Knebel an Lavater schrieb, er ihm zwei Drittheile seiner Existenz zu verdanken hatte.

An derselben Wand des Saals erblicken wir Karl August im letzten Lebensjahre, eine von Rauffmann 1828 gearbeitete Marmorbüste. Im entgegengesetzten Pol des Lebens, in frühester Kindheit, sehen wir ihn in der zweiten Galerie im Costüm des Mars dargestellt, und an einem Fenster daselbst ein Bildniß, welches ihn als Generalmajor in preussischer Kürassieruniform zeigt. In einem Schranke des Kunstcabinets, welches sich neben der ersten Galerie befindet, sieht man auf einem Bokal Karl August, auf die Jagd fahrend, in Elfenbein-Relief von Schulz in Weiningen sauber gearbeitet, und in einem andern Schranke die Todtenmaske des Herzogs.

Der Herzogin Amalie Bildniß findet sich in einem Gemach des Kunstcabinets über der Thür. Sie ist zu Pferde und mit Begleitung dargestellt: nicht die günstigste Auffassung für jene gütige, viel gegrüßte Frau, die Weimar zu einem Sitz der Musen erhob und sich durch Förderung der geistigen Bewegung unsterblich gemacht hat; man erkennt hier noch die heitere, lebensfrohe Fürstin, welche durch Anmuth, edle Freiheit und Natürlichkeit ihre Umgebung fesselte, zuweilen Studentenlieder sang, aber niemals den ästhetisch-sittlichen Charakter verleugnete, durch den sie das ganze Weimarische Hofverhältniß stützte. Goethe, dessen Mutter sie nie anders anredete als „liebe Mutter“ oder „beste Mutter“, sagt, eingedenk der vielfachen Leidenserfahrungen, von denen auch ihr reiches Leben nicht verschont blieb, von dieser

Fürstin: „Wer von uns darf sagen: Meine Leiden waren so groß wie die ihrigen? Und wenn Jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.“ — Dort, in einem Gange linker Hand, sehen wir in einem kleinen Bilde eine andere weibliche Gestalt in ganzer Figur, und zur Seite, am Fenster, ihr Brustbild. Es spricht ein anderer Charakter aus diesem Bilde als aus dem der Herzogin Anna Amalie: eine einsam stehende, edle, leidenschaftslose, durchaus hohe, fast kalte Natur, die wohl befähigt war, dem Weltbezwinger Napoleon und seinen 200 Kanonen festen Schrittes entgegenzutreten und mit zürnendem Auge auf ihre geplünderte Residenz zu zeigen: es sind die Portraits der Herzogin Luise.

Schiller's Todtenmaske findet sich in demselben Schranke, neben der Karl August's, daneben sein Antlitz im Tode, von Jagemann gezeichnet. An einem Zwischenpfeiler des Saals erblickten wir Schiller's naturgroße Marmorbüste, von Dannecker 1805 gefertigt, das treueste Bildniß des Dichters, „des göttlichen Mannes“, wie der Künstler sagte, so wie er ihm vor Augen gestanden, als er seine Apotheose im Sinne hatte. In einem Kästchen unterhalb der Büste befindet sich das von Roland und Danton unterzeichnete Bürgerdiplom, welches ihm die französische Republik am 10. Oktober 1792 ausstellte, das aber, à Mr. Gille, publiciste allemand adressirt, ihm erst 1798 zugestellt wurde, als die Männer, die das Actenstück verfaßt hatten, längst von der Revolution verschlungen waren. Nach derselben Büste in Gips gegossen, steht im Saal, zur linken Seite des Eingangs, Schiller's Colossalbüste, auf 8 Fuß hohem Postament, woran Goethe's Worte zu der Todtenfeier des Vereinigten:

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weifenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Auf der andern Seite der Thür, auf einem Postament und in gleicher Höhe mit Schiller's Büste, steht Goethe's Haupt, colossal in Marmor, von David d'Angers 1831 gefertigt und gewidmet, darunter als Inschrift die herrlichen Worte aus Schiller's Gedicht „das Glück“:

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
 liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
 Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöstet,
 Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

Es ist ein majestätisches, großartiges Werk der bildenden Kunst. An ihrem Standorte, der Raumbeschränkung wegen auf einem nur 8 Fuß hohen Postament, macht die Büste freilich nicht den Eindruck, der auf einen etwa 30 Fuß hohen Stand berechnet ist, und David selbst soll dies bei einem Besuche in Weimar getadelt haben. Die wahrhaft großartige Behandlung aber, die geniale Auffassung, welche zu gleicher Zeit die Nationalität des Künstlers bekundet, der durch dieses Geschenk dem deutschen Genius huldigen wollte, läßt sich nicht genugsam bewundern. Einige haben in dieser Büste ausschließlich den olympischen Jupiter, den übermächtigen Geist ausgedrückt gefunden, indessen mag dies nur eine Täuschung sein, welche durch eine falsche Wirkung des Colossalen entstanden ist. Neben dem Majestätischen, welches von Natur in Goethe's Zügen lag, ist gerade in dieser Büste so viel des rein Menschlichen wiedergegeben wie in keiner andern. Wählt man sich einen möglichst günstigen Standpunkt, so daß die scheinbar zu übermäßig hervortretende Stirn und Nase minder stark ins Auge fallen, so gewahrt man in den beinahe zu kleinen Augen, die David an einem olympischen Donnerer gewiß vermieden haben würde, einen freundlichen, leutseligen Blick; der besetzte Mund lächelt weich und lieblich, aber ein wenig ironisch: „fein, prüfend und fragend“, wie ein französischer Kritiker sich ausdrückt. Eine besondere Bedeutung hat das von Stirn und Schläfen emporstrebende Haupthaar. Bei wiederholter Betrachtung dieses herrlichen Kopfes kommt man auf den Gedanken, den der Custos, welcher uns in der Bibliothek umherführt, merkwürdiger Weise als eine Thatsache ausspricht: der Künstler habe nämlich die Absicht gehabt, dem Dichter des „Faust“ auch etwas vom Mephistopheles zu verleihen. Es ist freilich der Ausdruck jener Ironie, die sich bei Goethe mit der höchsten Liebenswürdigkeit paarte: ein humanes Lächeln über die Thorheit der Welt. Goethe selbst fand die David'sche Büste „vortrefflich gearbeitet, außerordentlich natürlich, wahr und übereinstimmend in allen ihren Theilen.“ Prächtig naiv äußerte er sich aber gegen Zelter: „Die colossale Marmorbüste von David's Hand ist angekommen und giebt viel zu reden. Ich verhalte mich ganz ruhig; denn ich habe in und mit dem kleinen Format schon genug zu thun, als daß ich begreifen könnte, wie sich eine doppelt

und dreifach vergrößerte Form benehmen könnte." Der Künstler war im Jahre 1829 nach Weimar gekommen, nur in der Absicht, Goethen zu modelliren, nur durch die Verehrung gegen Goethe zu diesem Unternehmen bewogen. Die Marmorbüste langte im Sommer 1831 in Weimar an, mit folgendem Briefe des berühmten Bildhauers, in französischer Sprache: „Sobald meine jugendlichen Gedanken sich auf die Betrachtung der erhabenen Werke der Natur richten konnten, bewunderte ich die schönste Schöpfung derselben: die großen Männer. Ich widmete mich der Bildhauerkunst, als einem dauerhaften Mittel, ihre Züge zu weihen; ihnen widmete ich mein Leben und alle Gefühle meiner Seele. Es war mir als unverdientes Glück vorbehalten, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich biete Ihnen diese schwache Darstellung Ihrer Züge, nicht als ein Werk, das Ihrer würdig wäre, sondern als den Ausdruck eines Herzens, welches richtiger fühlt, als es auszudrücken vermag. Sie sind die große dichterische Erscheinung unserer Epoche, die Ihnen eine Bildsäule schuldig ist; von dieser wagte ich nur ein Stück zu fertigen; ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden.“ — Goethe, von Dank erfüllt, sendete folgendes Antwortschreiben an David: „So eben sind es zwei Jahre, daß Sie uns durch Ihre Gegenwart überraschten, ich dürfte fast sagen, in Verlegenheit setzen. Der ausgezeichnete Künstler einer benachbarten Nation, dessen Verpflichtung sich eigentlich nur auf seine Landsleute zu beziehen schien, wenn er sich entschloß, die Gestalt von Individuen durch seine Kunst zu erhalten, war uns eine ganz neue Erscheinung. Allein nicht lange genossen wir Ihres werthen Umganges, als wir einen Mann gewahr wurden, dem das allgemein Menschliche lebhaft im Sinne lag, und welcher daher überall hin seine Aufmerksamkeit richtete, wo er ein Bestreben bemerkte, darauf zu wirken, daß Menschen an Menschen sich knüpfen, um durch wechselseitige Anerkennung das eigentliche Gleichgewicht im Ganzen herzustellen, welches im Einzelnen, wegen des immerfort dauernden Conflictes der besonderen Interessen, schwer zu erreichen und zu erhalten ist. In gleichem Sinne haben wir die übersendete Marmorbüste mit lebhaft dankbarer Gesinnung auf- und angenommen, als ein Zeugniß des Wohlwollens eines unmittelbaren Geistesverwandten, als einen Beweis der Auflösung strenger Nationalgrenzen, und wir glauben dadurch uns der erhabenen Intention des Gebers angenähert zu haben. Von dem allgemein freudigen Empfang, von Aufstellung und festlicher Widmung zu sprechen, überlaß ich den Freunden, welche bezeugen werden, daß

die beabsichtigte Wirkung in hohem Grade erreicht worden ist, welche gewiß auf künftige Zeiten kräftigt sich erstrecken und Ihr Andenken, nebst dem Musterbilde einer hohen Kunstarbeit lebhaft erhalten wird. Möge Ihnen Dieses, wie ein Deutscher in seiner Sprache sich ausdrücken konnte, auch in der Ihrigen treulichst wiederzugeben sein.“

Diese Colossalbüste ließ Goethe selber hier im Saal aufstellen; an seinem nächsten Geburtstage wurde sie von ihrem Schleier befreit. Ein Gedicht vom Geheimrath v. Müller, gesungen von den Sängern der großherzoglichen Kapelle, eröffnete die Feierlichkeit. Dann hielt der Oberbibliothekar Riemer eine Rede, welche folgende Stelle in Bezug auf die Büste enthielt: „So lassen Sie uns zur Betrachtung des Kunstwerks selbst übergehen, das an überraschender Neuheit, eigenthümlicher Großartigkeit, seltener Gelungenheit, vollendeter Meisterschaft, nicht leicht etwas Ähnliches antreffen möchte. Nun erscheint es zugleich dem Gefeierten zur Verherrlichung, dem Künstler zu Ehre und Ruhm, dem gegenwärtigen Standort zur erhöhten Bierde, den besuchenden Fremden zur würdigen Schau, den Bewohnern von Stadt und Land aber als ein wahrhaftes Palladium, an dessen fortdauernden Besitz sich die segensreichen Wirkungen unabsehbar anschließen, welche der Genius, von dem es ein würdiges Gleichbild der Nachwelt überliefert, hier als Gastgeschenk zurückgelassen.“ —

Den Eindruck, welchen die Büste macht, schilderte die französische Zeitschrift „Le temps“ mit folgenden Worten: „Die gefühlvolle Darstellung, welche dieses Werk kennzeichnet, versetzt uns in eine Stimmung, wie wenn uns ein lang gehegter Wunsch erfüllt worden wäre. Goethe's Haupt, gleich dem aller großen Genien, bietet im Bau große Unregelmäßigkeiten dar, namentlich ist die Stirn im Verhältniß zu den übrigen Gesichtstheilen unverhältnißmäßig hoch; die Augenbrauen und die Augenlider springen, den dorischen Hohlleisten ähnlich, weit hervor; die hangenden Wangen bekunden den Einfluß des Alters, doch zeichnen die Runzeln den Knochenbau um so schärfer; die ironisch zusammengezogenen Mundwinkel verrathen den Dichter des „Faust“ unter dem Aeußeren des Patriarchen. Das Haar giebt nicht Zeugniß von jener Gutmüthigkeit, welche Deutschland dem Dichter seines Jahrhunderts zuschreibt: gesträubt emporstehend, krönt es, einem dichten Walde ähnlich, das Haupt. Die Rauheit eines Arminius ist hier im Verein mit der Feinheit eines Voltaire. David, welcher so viele bewundernswerthe Büsten gefertigt, hat weder eine mehr originale noch eine sorgfältiger ausgeführte Büste als die Goethe's geschaffen.“ —

Die Anomalien, welche der Kritiker erblickt, liegen aber keineswegs im Bau des Hauptes, welcher bei Goethen bewundernswerth ebenmäßig war, sondern in den weicheeren Theilen und sind, abgesehen von genialen Uebertreibungen, welche der französische Künstler zur idealen Charakterisirung für nothwendig hielt, nicht in der Anlage begründet, sondern unter den Einwirkungen des Greisenalters erzeugt worden. Unter dem weichenen Haar des Vorderhauptes und über den gesunkenen Augen mußte die Stirn gegen die unteren Gesichtsverhältnisse, welche die Fülle der Jugend einbüßten, ein Uebergewicht gewinnen. Es ist eben nicht mehr „der Stirne Drang, der Lippen Flehen“ — wie er selber einmal in der Jugend sein Antlitz schilderte. Und doch war mir diese Büste, noch ehe ich sie im Original gesehen, die liebste, und ich besitze sie in einer kleinen Copie. Sie ist — wie ein anderer geistreicher französischer Kritiker bemerkt — die einzige Verwirklichung jener idealen Ähnlichkeit, welche nicht das Object selber, sondern mehr als dieses: die innerlich aufgefaßte göttliche Intelligenz darstellt.

Herr Schuchardt erzählte mir eine interessante Anekdote über diese David'sche Büste: Als der Künstler das Modell vollendet hatte, erschien es Allen, auch Meyern, als ein keineswegs gelungenes Werk, mit dem man sich durchaus nicht befreunden konnte. Um einem absprechenden Urtheile auszuweichen und den Künstler wo möglich selber zur Einsicht zu bringen, überredete man ihn, vor der Ausführung der Büste vorerst noch ein Relief des Kopfes auszuarbeiten. Er zeigte sich dazu freundlichst bereitwillig, — aber auch dieses Relief wies dieselben Eigenthümlichkeiten, welche bei der Büste so fremdartig erschienen waren: die übermäßig hervorragende Stirn, die zu mächtige Nase, die zurückstehenden Ohren, das fast zerzauste Haar. Jetzt entschloß sich der ehrliche Meyer, dem Franzosen in das Gewissen zu reden. „Man muß zwar“ — so etwa begann er — „bei einem Kunstwerk die Schule und die Nationalität des Verfertigers in Erwägung ziehen und sich den abweichenden Kunstansichten fügen; es ist auch nicht zu leugnen, daß dieses Modell hier mit vielem Fleiß behandelt ist, und daß es, namentlich zu einer passenden Colossalfigur gedacht, als ein würdiges Denkmal der Verehrung unsers Goethe zu betrachten ist. .“ Hier hielt Meyer inne. Sorot nahm ihn bei Seite. „Sie haben, lieber Meyer, ja Ihre Rede nur zur Hälfte gehalten; Sie mußten nun darauf zu sprechen kommen, daß sich hier an dieser Büste gerade das Theatralische, welches dem französischen Kunstgeschmack anhangt, als etwas Irrthümliches geltend mache.“ — Meyer stutze bei dieser Mah-

nung; dann aber, nach kurzer Pause, fuhr er in seinem ehrlichen schweizer Dialekt heraus: „Boz Sackerment, das kunn' ich ihme doch unmöglich sagen!“

Daß Meyer sich übrigens später mit Davids Auffassung und Darstellung befreundete, ergibt sich aus seinem Aufsatze in dem 6. Bande von Kunst und Alterthum. „Näher tretend“ — schreibt er — „wird der kundige Beschauer allmählig befriedigt und fühlt bei genauer Untersuchung der Details sich gern zum Beifall verpflichtet. Die Augen, so wie der Mund, sind besonders lobenswerth; jene, mit treuester Sorgfalt der Natur nachgebildet, haben einen geistreichen sinnigen Blick, erscheinen jedoch im Verhältniß zu den übrigen Theilen, vornämlich zur Nase, etwas klein. Der Mund ist, unseres Erachtens, vortrefflich gelungen, höchst wahrhaft, von angenehmer Form; die Lippe ein wenig gehoben, wie zum Sprechen, und dadurch gleichsam befeelt. Das Milde, Weiche, wodurch der treffliche Künstler den äußerlichen Charakter aller fleischigen Theile auszudrücken wußte, bewährt seine überaus große Fertigkeit in Behandlung des Marmors. Auch die Ohren sind mit löblichem Fleiß ausgeführt; sie stehen indessen etwas weit zurück und dürften vielleicht ein wenig größer gehalten sein. An den Haaren verdient der meisterhaft geführte Meißel unsern vollen Beifall; hingegen möchte man ihnen noch etwas gefälligeren Lockenschlag wünschen; sie sehen fast ein wenig zerzaust aus, umstarren das Haupt und bewirken zum Theil den minder angenehmen Eindruck aus der Ferne; übrigens sind sie, was günstig bemerkt und als wirkliches Verdienst anzurechnen ist, um die Stirn sehr gut angesetzt.“ —

Goethe's Büste von Rauch vom Jahre 1820, dieselbe, mit welcher Goethe sich sehr zufrieden erklärte, findet sich in einem Abguss an einer der Seitenwände des Saals; und unweit davon, der Dannecker'schen Schiller-Büste gegenüber, das von Trippel 1788 in Rom geschaffene Apollohaupt des jugendlichen Goethe. Als Bettina von Arnim den Dichter fragte, was er von dieser Darstellung halte, soll er lächelnd geantwortet haben: „Nun, ich kann es mir wol gefallen lassen.“ Von andern Bildnissen Goethe's sind noch nennenswerth: eine Zeichnung von Schwerdgeburt aus dem Jahre 1832, im Kunstcabinet; und eben daselbst das berühmte, bewunderswerth minutiöse Portrait, 1826 von dem braunschweigischen Maler Sebbers auf einer Porzellantasse ausgeführt. Es ist Alles mit übermäßiger Gewissenhaftigkeit der Natur nachgebildet, doch ist freilich das Aeußerliche, der Buchstabe des Gesicht's, zu sehr gegen den Geist bevorzugt. Goethe

äußerte sich jedoch sehr anerkennend: „Was der Maler Sebbers vermag, hat er an meinem Bilde auf jener Tasse lobenswerth geleistet, aber ich darf nicht verschweigen, daß ich ihm wohl zwanzig Mal, zu Stunden und halben Stunden geseffen, sowohl zu der ersten Anlage, welche schon fertig genug erschien, als nach zweimaligem Brennen zum Retouchiren. Er hat sich aber dabei keinen Strich, keinen Punkt aus dem Gedächtniß willkürlich erlaubt; daher denn freilich ein sehr ähnliches und lobenswürdiges Bild entstanden ist.“ In gleichem Sinne äußert er sich gegen Zelter, gleich nach Vollendung der Arbeit: „Das Bildniß ist zu aller Menschen Zufriedenheit wohl gerathen. Wenn es glücklich durch den Brand durchkommt, so wird es, sowohl um seiner selbst willen, als der schönen Zierrathen, zu Hause ihm eine gute Empfehlung sein.“ — Scherzend fügt er hinzu:

„Sibyllinisch mit meinem Gesicht
Soll ich im Alter prahlen!
Jemehr es ihm an Fülle gebriecht,
Desto öfter wollen sie's malen.“

Zu Sebbers selber aber soll er, der wiederholten Sitzungen müde, geäußert haben: „Ich würde mir das nicht gefallen lassen, wenn Sie nicht ein großes Talent besäßen.“ Zelter stellte das Tassengemälde zwei Tage lang in der Berliner Sing-Akademie aus und meldete bald darauf seinem alten Freunde: „Das Bildniß von Sebbers, das ich schon an die vier Wochen im Hause habe, wird verschieden genug beurtheilt; Alle wollen es aber haben, da es so überaus ähnlich ist. An meinen Wänden hangen gegen zwanzig verschiedene Abbildungen von Dir umher, da denn verglichen und zuletzt das Sebbers'sche für das beste angesprochen wird.“ —

Bei Gelegenheit als Kogebue bei Hofe empfangen worden, aber vergebens Einlaß in den geistreichen Kreis Weimars erstrebte, äußerte Goethe, mit Anspielung auf den geistlichen Hof des japanischen Dalai Lama: es helfe dem Kogebue nichts, daß er an dem weltlichen Hofe aufgenommen sei, wenn er nicht auch zugleich Zutritt zu dem geistlichen Hofe erhalte.

Dieser geistliche Hof Weimar's ist auf der großherzoglichen Bibliothek zahlreich vertreten.

Wir erblicken zuerst Wieland's Büste von Kauffmann. Es ist ganz der reizbare, wunderliche, liebe Schwabe, der unentbehrliche Freund der Herzogin Amalie, dessen Lob Goethe wol am rühmlichsten

in den Worten ausspricht: „Aus allen Werken, die er geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ahrigen finden sollten.“ Und an derselben Stelle schildert er Wieland's Charakter mit dem bezeichnenden Ausdruck: „So wie an trübten, so auch an heitern Tagen war er sich selbst gleich, und er bethätigt hierdurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.“

Diese Aussprüche Goethe's entsprangen, wie jedes seiner Worte, aus seiner innersten Ueberzeugung; sie waren zugleich eine dankbare Erwiderung jener begeisterten Lobsprüche, welche Wieland dem jungen Goethe bei seinem Eintritt in Weimar in einem Briefe spendete, der, nebst einem Schreiben an Karl August in einem Pfeilerkästchen unter der Büste verwahrt wird. Dieser Brief, an Jacobi gerichtet, enthält die Zeilen: „Goethe ist in Weimar angelangt. O bester Bruder, was soll ich Dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war, wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne.“ Herrlich schildert Wieland Goethe's Person im „Merkur“:

Und als wir nun so um und um
Eins in dem Andern glücklich waren,
Wie Geister im Elysium:
Auf einmal stand in unserer Mitte
Ein Zaub'rer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und entzücken.
So trat er unter uns herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher,
Und Niemand fragte: Wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick: 's war Er!
Wir fühlten's mit all unsern Sinnen
Durch alle unsre Andern rinnen.

So hat sich nie in Gottes Welt
 Ein Menschensohn uns dargestellt,
 Der alle Güte und alle Gewalt
 Der Menschheit so in sich vereinigt;
 So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
 Von fremden Schlacken ganz gereinigt!
 Der, ungedrückt von ihrer Last,
 So mächtig alle Natur umfaßt,
 So tief in jedes Wesen sich gräbt,
 Und doch so innig im Ganzen lebt.

Von den auf der Bibliothek vorhandenen Portraits Wieland's ist ein kleines in Wasserfarben, in dem Kunstcabinet aufbewahrt, besonders merkwürdig; Goethe hat es 1776 gefertigt.

Wieland's Büste gegenüber erblicken wir die Herder's, von Trippel, vom Jahre 1790. Nur mit tiefer Verehrung können wir die Züge des Mannes betrachten, der, ungeachtet seiner krankhaften Reizbarkeit und Bitterkeit, trotz seiner pfäffischen Vorurtheile gegen das poetische Leben in Weimar, doch eine ungemeine persönliche Anziehungskraft auf die geistig Begabten seiner Umgebung ausübte und, vorzugsweise zum Dichter geboren, neben seinen schwierigen Berufsarbeiten noch Zeit und Kraft besaß, die Ideale seines Strebens darzustellen und nach den Grundsätzen der Humanität zu forschen. Von den ernstesten Zügen dieser Trippel'schen Büste wenden wir uns nicht ungern zu einer jugendlichen Darstellung des großen Mannes, wie sie uns an einer Querswand in der Klauer'schen Büste erscheint. Eine dritte Büste von C. Franke stellt Herder im Predigergewande dar, und wir gedenken dabei, daß an seinen Predigten sich die Herzogin Amalie noch in ihrer Todesnacht erbaute und sprach: „Nun ist es gut. Nun komme ich bald zu meinem Bruder und zu Herder.“

Neben dem von Goethe gezeichneten Profilbilde Wieland's im Kunstcabinet finden wir ein kleines von Roux gezeichnetes Brustbild und in einem Gange des Saals ein von Schmeller's Hand gemaltes Bildniß des Friedr. Hildebrand von Einsiedel, des gutmüthigen Weltmannes, des geschickten, unermüdblichen Dichters, Sängers und Violinspielers des Ettersburger und Tiefurter Liebhaber-Theaters, der, wegen seiner Herzensgüte nur „der Freund“ genannt, von seinem Pagendienste bis zum neunundsiebzigsten Jahre in dieser gemüthlichen Hofsphäre lebte und von Goethe ein bleibendes Denkmal in dem Gedicht „Altenau“ erhielt. Unter seinem Portrait und nicht weit von Herder's Büste sehen wir den von Klauer nachgebildeten noch jugendlichen

genialen Kopf Ludwig von Knebel's, des braven „philanthropischen Simon,“ wie ihn Herder nannte, des Hofmeisters des Prinzen Constantin, der Goethen zuerst dem Herzoge in Frankfurt vorgestellt hatte. Die Züge zeugen von der kräftigen Haltung der ganzen Gestalt des ehemaligen Potsdamer Gardeoffiziers, von dem Feuer des durchgebildeten lebenswürdigen Charakters. Ein in der Nähe hangendes Bild, von Schmeller gemalt, zeigt diese Züge gealtert: es ist Knebel, der Uebersetzer des Lucrez, der herzlichste Gefährte Herder's und Wieland's, der Nestor der Weimariſchen Glanztage, der letzte Freund Goethe's, der sich in seiner republikanischen Gesinnung und in seiner Verstimmtheit gegen die „Gelehrten“ zuerst von seinen Genossen des Hofes in die frische Waldeseinsamkeit und in seinen idyllischen Schmollwinkel von Ilmenau zurückzog, um seinen freien, tiefen Blick in stiller, froher Muße auf die Fortschritte des Geistes und auf die Weltentwicklung zu richten. — In dem Kunstkabinet finden wir noch ein von Tieck in Marmor gefertigtes Profil Knebel's, auf einem Pultschränkchen der Herzogin Amalie aufgestellt.

Unweit von Knebel's Büste, an einer Quermwand, steht die von Klauer gearbeitete Büste des oben erwähnten Willouſon, der, schon in Paris mit Knebel befreundet, ein Jahr lang in Weimar verweilte und sich hier durch seine „kritisch-bibliothekariſchen Nerven“ und durch seine philologiſchen Kenntniſſe nützlich machte. An einer der Seitenwände der Saalgänge, in der Nähe von Rauch's Goethe-Büſte, erblicken wir die von Weißer gefertigte Marmorbüſte Charles Gore's, des vieljährigen kunſtſinnigen Freundes der Herzogin Amalie, deſſen Bücher und Zeichnungen der großherzogliſchen Bibliothek vermacht wurden.

Auch die Weimariſchen Kunſtſreunde, traute Bekannte, treffen wir hier bei einander; an ihrer Spitze H. Meyer, den ehrlichen Schweizer, Caspar Füßli's Schüler, Goethe's Freund und Hausgenossen, den Mitarbeiter an den Propyläen und an der Schrift „Winkelmann und ſein Jahrhundert.“ „In Meyer'n liegt eine Kunſteinficht von ganzen Jahrtausenden,“ urtheilte Goethe über ihn. In der Nähe das von Johanna Schopenhauer gemalte Paſtellbildniß von dem Bibliothekar der Herzogin Amalie, C. Ludwig Fernow, dem Freunde Carſten's und Baggeſen's. Es ſind männlich gebildete Züge, aus denen Scharfſinn, Klarheit und Wahrheitsliebe ſprechen. „Ich liebte den wackern, treuen Fernow herzlich und wurde ſo von ihm wieder geliebt,“ ſchreibt Friederike Brun, „auch begegneten wir Beide, die ſich ſo oft vor den Werken der Kunſt entzweiten, uns einträchtig im Schoße der Natur und

selbst der Kunst da, wo es um das Höchste galt, so wie in der Welt der Ideen, wenn die höhere Charitas, die Grazie aller edeln Menschen, uns erschien." — Deser, Goethe's Meister, der oft an dem befreundeten herzoglichen Hofe zum Besuche eintraf, ist von Klauer modellirt. Deser weilte auch öfters in dem Ettersburger Kreise und wirkte vorzugsweise auf die Herzogin Amalie in anregender Weise. Dies bekunden die Zeilen, welche Goethe am 3. Juli 1780 an Merck richtete: „Deser ist vierzehn Tage in Ettersburg gewesen und hat uns zu mancherlei Gutem geholfen. Die Herzogin war sehr vergnügt, so lange er da war; jetzt geht's freilich schon ein wenig einfacher zu. Der Alte hatte den ganzen Tag etwas zu kramen, anzugeben, zu verändern, zu zeichnen, zu deuten, zu besprechen, zu lehren, daß keine Minute leer war.“ — Deser's Büste gegenüber steht die Büste seines Freundes, des Obersten der Kunst-Archäologie, Winkelmann's, und in der Nähe von Billoison's Büste Hackert's Profil in einem kleinen Medaillon. Auch Böttiger's, des vielgeschäftigen aber als Ubique nicht viel Vertrauen genießenden Kunstkritikers schmunzelnde Miene finden wir in einer trefflichen von Rietschel gearbeiteten Büste.

Vergessen wir nicht, uns die Züge eines der lebenswürdigsten und theilnehmendsten Mitglieder der Tafelrunde einzuprägen! In einer Todtenmaske im dritten Gemach des Kunstkabinetts, in der edelsten Gesellschaft: neben Karl August's und Schillers Maske, sehen wir die einst so heiteren, schallhaften Mienen des „kleinen Dämons von gutem Ton," der Hofdame Luise von Göchhausen. Wir kennen sie als die Favoritin der Herzogin, als jene Thusnelda, welche über die tollen Feststreiche in humoristischen Zeilen an Goethe's Mutter berichtete und mit vielen berühmten Personen in Briefwechsel stand. Sie hatte jeden Sonnabend Vormittag ihren Freundschaftstag, an welchem die geistreichste Unterhaltung stattfand, wo auch Goethe einst, bei einem Glase Punsch auf- und abschreitend, in wenigen Stunden „Paläophron und Neoterpe" diktirte. Mit diesen Freundschaftstagen wetteiferten nur die zwanzig Jahre fortdauernden Sonntag- und Donnerstag-Gesellschaften der Frau Johanna Schopenhauer, welche herrliche Gelegenheiten zu Bekanntschaften und Annäherungen darboten und von keinem Fremden von Bedeutung unbesucht blieben. Fernow, dessen Bildniß, von dem geschickten Pinsel der Schopenhauer geschaffen, wir bereits erwähnten, Meyer, Goethe, Riedel, Wieland, Einsiedel, Falk, Reinbeck, Leo von Seckendorf, Amalie von Imhof: sie Alle gehörten diesem

Zirkel an, in welchem alles Merkwürdige in der Literatur zur Mittheilung kam.

Die erste Veranlassung zu solchen Privatvereinigungen des geistlichen Hofes Dalai-Lama's hatte freilich ebenfalls die Herzogin Amalie gegeben und von ihrer Akademie finden wir ein interessantes Erinnerungsstück an einer Wand des Kunstcabinets: ein Abendkreis bei der Herzogin, von M. Kraus skizzirt. Die Herzogin und Elise v. Gore, in der Mitte des Tisches mit Malen beschäftigt; der vielgereifte Gore sieht der Arbeit seiner Tochter zu; weiter vorn die Hofdame Fräulein v. Göchhausen, nähernd, und an ihrer Seite Herder, welcher dem Fräulein Emilie v. Gore eine Zeichnung hinhält; der lesende Einsiedel und Goethe, welchem Heinrich Meyer bei seiner Beschäftigung zuschaut, befinden sich auf der andern Seite der Herzogin, deren zweite Hofdame Fräulein v. Wolfskeel sich mit Meyer unterhält.

An literarischem Zuspruch und an Zuströmen von Fremden mangelte es dem geistlichen Hofe von Weimar, dem „Bethlehem in Juda“, wie Herder sich glossirend ausdrückte, zu keiner Zeit. Die Bibliothek bewahrt auch manche Erinnerungen von diesen zusprechenden Zeitgenossen und Geistesverwandten, welche dem Weimariſchen Kreise nicht selten wieder Kräftigung und freieren Schwung verliehen. Einen der ersten Plätze unter ihnen nimmt Jean Paul ein, der vorzugsweise von Herder gastlich willkommen geheißen war. Auf der Galerie steht die Rauch'sche Büste Blumenbach's, der zu Goethe's Freude mit einem Mumienkopfe in Weimar eintraf; ihr gegenüber die des reichgebildeten Staatsmannes und astronomischen Forschers, des Ministers v. Lindenau, dessen darüber hangendes Delbild, nach Grassi copirt, große Ähnlichkeit mit Lord Byron zeigt. An einem zweiten Pfeiler hangt das Bildniß des wegen seiner anatomischen Zeichnungen geschätzten d'Alton, der, mit dem Herzog befreundet, mehrere Jahre in Weimar lebte. Ludwig Tieck's Büste, von Friedrich Tieck gearbeitet, zeigt die edlen, vornehmen Züge des romantischen Dichters, wenngleich weniger idealisirt als in der Dresdener Colossalbüste von David. Des Lyrikers Mathisson Bildniß, von Grün, blickt uns zärtlich-mild entgegen. Auch der mystisch-burleske und wundergläubige Zacharias Werner, der Dichter der „Söhne des Thals,“ welcher Goethe, der sich gegen seine widerwärtigen Seiten versöhnlich zeigte, die „große Sonne des Heidenthums“ nannte, fehlt hier nicht; seine Büste zeigt markigen Bau, geistig belebte Züge, eine feine Nase und einen sinnlich lächelnden, geschlossenen Mund. In der Nähe dieses wunderlichen Priesters erblicken wir Tieck's Büste jener

überaus lebendigen Frau, welche im Winter 1803 mit Benjamin Constant in Weimar eintraf, beide Herzoginnen schnell zu Freundinnen gewann, den friedlichen literarischen Größen aber durch ihre elektrische Unruhe und ihre ungeduldige und zungenfertige Conversation viel zu schaffen machte: das volle Gesicht der Frau v. Staël. Die aufgeworfenen Lippen, die fast aufgestülpte Nase und der kräftige Hals kennzeichnen die Frau, deren Geist, Bildung und Rechtsinn Schiller trotz ihrer streitfertigen Redseligkeit anerkennen mußte, welche von Stein, Niebuhr, Schlegel, Dehenschläger, Chamisso und Bornstetten bewundernd verehrt und von Napoleon einer jahrelangen Verbannung gewürdigt wurde; die, obgleich sie wie ein Meteor an Norddeutschland vorüberfuhr, dennoch zuerst unter allen Franzosen ein achtungswürdiges Buch über die deutsche Bildung zu schreiben verstand.

Von anderen literarischen und künstlerischen Größen sind noch in Bildnissen vorhanden: Glück, von Houdon modellirt; Kant; Rabener und Gellert, von A. Graff gemalt; Friedrich Tieck, in einer Bronze-statue von Rauch; Graun; Jomelli; Metastasio; Hans Sachs; Ludwig von Anhalt, das erste Haupt der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, welche den Zweck hatte, das Reich der deutschen Sprache und gemeinnütziges Wirken zu fördern und viele der Weimariſchen Herzöge zu ihren Mitgliedern zählte.

Dies sind die wichtigsten Vertreter und Befreundeten des Weimariſchen Muſenhofs, die Pfadfinder, Pioniere und Ansiedler auf dem Gebiete der deutschen Cultur. Wir müssen jedoch auch noch einen Blick auf den weltlichen Hof werfen.

Außer Karl August, den Herzoginnen Amalie und Luise, welche jene poetische Tafelrunde um sich versammelten, sehen wir im Durchgangsbogen des Saals ein Brustbild des früh verstorbenen Prinzen Friedrich Ferdinand Constantin, von Tischbein gemalt. Der Künstler fertigte es in Zürich, im Jahre 1782; der strebsame, sich selber nicht genügende Mann scheint mit dem Bildniß nicht zufrieden gewesen zu sein, denn er schrieb an Merck: „Goethe hat jetzt das Portrait des Prinzen Constantin von Weimar; wenn er aber nicht weiß, auf welche Art und in wie kurzer Zeit es gemacht ist, so wird er keine gute Meinung von mir haben. Ich habe es in einem Tage gemacht und noch von dem Tage sind viele Stunden verloren gegangen, daß ich nicht gearbeitet habe, und das ist zu wenig Zeit, um einen Kopf zu machen; es ist ein Zufall, wenn man ihn ähnlich macht. Den Prinzen hatte ich nie vorher gesehen; das war das erste Mal, als er

sich zum Malen setzte. Es war den Tag kaltes Regenwetter und der Himmel ganz grau; an so einem Tage ist es schlimm, man ist nicht sicher, ob man von der Farbe ab- oder zugeben soll.“ — In der Nähe dieses Bildnisses hängt ein kleines Gemälde von Löber, den Herzog Ernst August Constantin nebst seinem Hofmeister zu Pferde darstellend. Die hochbegabte Nachfolgerin der Herzoginnen Amalie und Luise, welcher Schiller die „Huldigung der Künste“ darbrachte und welcher die Bibliothek die reichsten Schenkungen zu verdanken hat, die Fürstin Maria Paulowna, erblicken wir in einer Gipsbüste nach Rauffmann, an der Rückwand des Saals.

Unter den Bildnissen von dem großherzoglichen Hause verwandten Fürsten, von andern hohen Häuptern und Heerführern sind noch zu nennen: die Marmorbüste des Herzogs Friedrich August von Braunschweig-Desl., von Weißer ausgeführt; des Königs Maximilian von Baiern, von Stiglmaier; des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, im Abguß der Rauch'schen Büste, daneben die seiner Gemalin Luise; die von Lukas Kranach auf Holztafeln lebensgroß ausgeführten Figuren der Kurfürsten Johann Friedrich's des Großmüthigen, Friedrich's des Weissen und Johann's des Beständigen; letztere Beide befinden sich noch im Kunstkabinet als kleine Brustbilder auf Holz, mit Kranach's Zeichen; daneben Herzog Wilhelm's Figur in flach-erhabener Holzmosaik; an einem andern Pfeiler des Saals die von Christian Friedrich Richter gemalten Brustbilder der herzoglichen Brüder Bernhard und Wilhelm; dieriotard'schen Pastellbilder der Kaiserin Maria Theresia, Joseph's II. als Kind, Franzen's von Lothringen, der Königin Marie Antoinette in jugendlichen Zügen, der Aebtissin Auguste Dorothea, Schwester der Herzogin Amalie, ihres Bruders Wilhelm Ferdinand von Braunschweig; neben dem Bildnisse Peters des Großen ein von der fleißigen Rosine Kiscewska gemaltes Oelbild Katharina's II. In der oberen Galerie hängt auch ein stark beschädigtes, aber höchst charakteristisches Bild Oliver Cromwell's; man versetzte es aus einem Kloster hierher, wohin es ein flüchtiger Parteigänger des großen Protectors von England gebracht, nachdem er es vom Galgen der Restauration losgerissen hatte.

Von weiblichen historischen Bildnissen nennen wir das der in Ungunst gefallenen Geliebten Ludwig's XIV., der Karmeliterin Luise de la Miséricorde, ehemals de Lavallière, und das ihrer zweiten Nachfolgerin, der Fontanges. Nicht ungeeignet erscheint es, daß in demselben Gemach des Kunstkabinet's das Bildniß der „Gesellschaftlerin“

Karl August's Platz gefunden, der Frau v. Heygendorf, von Kolbe als Sappho dargestellt, in weißem Gewande, den Lorbeerfranz im bräunlichen Haar, die Leier in den entblößten Armen. Wenn Goethe, der Niemanden etwas nachtrug und auch ihre Theaterintrigen gegen ihn und Schiller großmüthig über sah, mit Recht das Bedauern aussprach, daß keiner ihrer Verehrer die Verdienste der allgemein ausgezeichneten Sängerin und Schauspielerin nach unmittelbarem Eindruck geschildert habe, so haben wir wenigstens den Vortheil, in diesem Bild die jugendlich vollen, edlen und entschiedenen Züge der Frau zu erblicken, welche den Herzog viele Jahre lang leidenschaftlich fesselte und durch ihr Talent für Musik und Darstellung wie durch Schönheit und Anmuth das Publikum bezauberte.

Das mehrfach erwähnte Kunstcabinet enthält außer den bereits angeführten vorzüglichen Bildnissen viele seltene Geschenke, in Thüringen ausgegrabene Alterthümer, eine beträchtliche Anzahl Majoliken und Vasen, welche die Herzogin Amalie aus Italien mitbrachte, Ordensgeschmeide, Trinkgefäße, Schnitzwerke, Schloß- und Tempelmodelle, Gold- und Silbermünzen, einen elfenbeinernen Stoc, welchen Friedrich II. an Zietzen geschenkt; einen mit Diamanten besetzten Degen Bernhard's von Weimar, den er von Anna von Oesterreich erhielt; ein Horoskop Wallenstein's; das vom Czar Peter gefertigte Modell eines dreimastigen Schiffes mit 80 Kanonen. Ein Schrank am Fenster enthält neben andern historischen Kleidungsstücken: Stiefel des Kurfürsten Johann Friedrich, das durchschossene Wamms des Herzogs Wilhelm; Koller und Stiefel Gustav Adolph's; eine Mönchskutte Luther's; eine Militairuniform von Karl August und ein Hoffleid nebst einem blaßgrauen chinesischen Schlafrock von Goethe.

Dies ist der Inhalt jener monumentalen Sammlung, welche wir zu Weimars klassischen Stätten zählen, auch nicht mit Unrecht „eine zweite Walhalla“ nennen können und die wohl einer Vervollständigung werth wäre. Immerhin erregt sie schon in ihrer jetzigen Gestalt, gerade in ihrem schmucklosen, aber würdigen Aeußeren, durch die Schätze bildender Kunst und literarischen Geistes die bedeutendsten Eindrücke und weckt die wärmsten Erinnerungen an eine dahingefchwundene Welt voll geistiger Freiheit und höchster Cultur.

VII.

Schiller's Haus.

„Was stehet ihr davor?
 Es hat ja Thür und Thor,
 Kommet nur getrost herein!
 Werdet wohl empfangen sein.“

Diese Ansprache erinnere ich mich, als ein Facsimile von Goethe's Handschrift unter einer Abbildung des stattlichen Hauses auf dem Frauenplan gelesen zu haben. Für uns hat diese Ansprache keine Bedeutung mehr; der Kammerherr Waltherr von Goethe, der Enkel des Dichters, hält die Zimmer und Sammlungen seines Ahnen, welche früher dem Publikum zugänglich waren, jetzt verschlossen. Wenngleich es ihm nicht zu verargen ist, daß er das Heiligthum nicht dem profanen Menschenkehricht preisgibt, der nichts mitbringt und nichts wegträgt, worin ich — wie Schiller in der unterdrückten Vorrede zu den „Räubern“ sagt — „nicht die Mistpantseher allein, sondern auch, und noch viel mehr manchen Federhut und manchen Treffenrock und manchen weißen Kragen zu zählen Ursache habe“ — so sollte der Herr Cabinets=Secretair doch wenigstens die Ritter vom Geiste nicht zurückweisen. Als solchen suchte ich mich zu legitimiren, indem ich, den Herrn von Goethe nicht zu Hause treffend, einige Aufsätze über seinen Großvater, die ich in verschiedenen literarischen Blättern veröffentlicht hatte, bei ihm abgab. Herr Waltherr von Goethe beehrte mich mit einem Gegenbesuche und bedauerte, daß der Custode der Goethe=Zimmer erkrankt sei und mir mein Gesuch um Zutritt daher nicht bewilligt werden könnte. Ich hatte den Director Schuchardt, welchem die Obhut jener Räume übertragen ist, vorher besucht und ihn allerdings leidend gefunden. Daher mußte ich mich bescheiden und nahm mit Dank das Anerbieten des Kammerherrn an, mir

Goethe's Gartenhaus, welches ebenfalls jedem fremden Zutritt in der Regel verschlossen bleibt, öffnen zu lassen.

Wieland's Haus hatte ich bereits besucht, aber nur Wenig gefunden, das mir den Aufenthalt des deutschen Voltaire vergegenwärtigen konnte. Auch Herder's und Nöhr's Wohnhaus soll im Innern keine klassischen Erinnerungen mehr darbieten. Ich sah es nur von außen, das hohe, von dem noch höheren Schieferdach der Stadtkirche verdüsterte Superintendentur-Gebäude, welches über der Hausthür die Inschrift trägt: „In diesem Hause lebte, wirkte und starb Johann Gottfried von Herder.“ In diesem „grau beleuchteten Vescovato“ — wie Karl August es nannte — wuchs der protestantische Bischofsstab zu dem goldenen Lebensbaume der Humanität empor; 27 Jahre lang wirkte hier der erhabene Mensch für Kirche, Schule, Geschichte, Poesie und Cultur und litt dabei unter dem Druck des eisernen Gürtels, den ihm das Schicksal um die Hüften gelegt hatte und blickte dann auch zuweilen mit Bitterkeit auf „die beiden großen Säulen Jachin und Boas“, — wie er spöttisch Goethe und Schiller nannte. —

Der obige Reimspruch, welcher jetzt für Goethe's Haus keine Bedeutung mehr hat, paßt aber ganz zur Inschrift für das Schillerhaus, welches Jedem und zu jeder Zeit geöffnet wird. Dasselbe steht auf der Esplanade No. 6. Man gelangt von Herder's Wohnung dorthin, wenn man nach Süden, durch die Kauffstraße und über den Markt geht.

Die Esplanade, jetzt die prächtigste der neueren Straßen Weimars, war früher ein mit einer doppelten Baumreihe bepflanzter Platz, der in der Nähe des Stadtgrabens von dem Palais bis zum inneren Frauenthor reichte. Schiller's Wohnhaus gehörte zu den wenigen einzelnen Häusern, welche auf diesem Platze standen. Für Schiller, der eine Zeit lang im „Erbprinzen“ und dann im Hause der Frau von Imhof gewohnt hatte, war ein ländliches Wohnhaus auf einem freien Platze voll grüner Bäume eine wahre Lebensfreude und er fand es „schändlich“, als man auf der erfreulichen Anlage ein neues Haus bauen wollte.

Das Gebäude, worin Schiller die letzten drei Jahre lebte, ist ein mäßig großes, einfaches Giebelhaus, sechs Fenster in der Front, mit grünen Sommerläden. Außer dem Erdgeschosß hat es nur ein oberes Stockwerk und zwei Giebelfenster, welche in der Mitte der Dachfenster liegen. Es ist von der Stadt angekauft worden und jedem Fremden zugänglich.

Treten wir durch die Hausthüre, durch welche Schiller am 29. April, am Sterbetage seiner Mutter, zum ersten Male zu dauerndem Aufenthalte in diese Behausung eintrat, und an welcher er drei Jahre später, im Anfang Mai 1805, von Goethe scheid, um ihn nicht wieder zu sehen! Im Erdgeschosß zur Rechten wohnt der Kastellan des Hauses, Eduard Lohde, der in dem einfenstrigen Raum zur Linken des Eingangs eine kleine Kunsthandlung eingerichtet hat. Ghe wir die niedrige doch helle Treppe hinaufschreiten, blicken wir zur Hofthüre hinaus, über den engen Hof, in das kleine Hausgärtchen, welches ziemlich in dem früheren Zustande erhalten ist; an der Stelle, wo sonst eine Laube stand, schimmert jetzt Schiller's Büste aus dem Grün von Rankengewächsen hervor. Wir gehen die Treppe hinauf und an den Zimmern des mittleren Stockwerks vorüber, welche jetzt von der Shakespeare-Gesellschaft benutzt werden. Früher wohnte hier Schiller's Familie und die Kinder öffneten nicht selten des Morgens die Fenster, um eine Zugabe zum Frühstück in Empfang zu nehmen, die ihnen der Vater an einem Bindfaden herabließ. Schiller selber hatte nämlich die darüber liegenden Erkerzimmer inne.

Das erste Gemach dieser Dachwohnung, in welches wir eintreten, ist ein Vorzimmer, das früher als Wartezimmer benutzt wurde und worin jetzt der Custode, wie im unteren Stockwerke, einen Kunsthandel mit Bildnissen Schiller's, kleinen Kupferstichen und Photographien von weimarischen und thüringischen Ansichten und verschiedenen Statuetten und Reliefs etablirt hat. Das darauf folgende größere Gemach, das Haupt- oder Empfangszimmer, welches die beiden größeren Giebel Fenster in der Mitte des Hauses hat, ist ein kleiner, hellblau gemalter Salon, den man in neuester Zeit zu Ehren des Dichters möblirt und ausgeschmückt hat. Fries und Sims stellen Scenen aus Schiller's Werken dar. Ein prachtvoll gestickter Teppich, der sich über den ganzen Fußboden ausbreitet, ist ein Geschenk Weimarischer Jungfrauen; auch die gestickten Sessellüberzüge sind von weiblichen Händen gefertigte Spenden. Man sieht hier Schiller's Büste von Hänel in Leipzig; ein Portrait des sieben und zwanzigjährigen Dichters aus seiner Mannheimer Zeit, vom jetzigen Großherzoge dem Schillerhause geschenkt; ein Arbeitstischchen aus der Familie, von Schiller's Tochter eingeliefert; ein Bild, welches Schiller's Bekränzung darstellt, eine Theater Scene vom Leipziger Schillerfeste; ein großes bronzenes Relief-Medaillon, die drei Worte des Glaubens vorstellend, von Kieler Frauen zum Schillerfeste geschenkt; in einem Glaschranke

Schiller's Werke in verschiedenen Ausgaben und in französischer, englischer und russischer Uebersetzung. In diesem Salon steht auch ein Gipsmodell, welches Rauch für das Goethe-Schiller-Denkmal gefertigt hatte, wenn ich nicht irre, dasselbe, welches im Besitz des Berliner General-Direktors v. Olfers ist. Rauch selber hat dieses Modell hierher geschickt, nachdem er bei einem Besuche des Schillerhauses zu dem Kastellan geäußert hatte: „Wenngleich dieses Mal der Schüler dem Meister den Rang abgelaufen hat, so habe ich doch auch noch meine Verehrer und werde mein Modell herschicken.“ Es stellt die beiden Genien in antikem Gewande dar und Rauch, der sich wohl nur den Verhältnissen und der Fürstengunst bequeme, wenn er Helden in den Röcken und Beinleidern, in denen sie sich in der Welt abgemüht, verherrlichte, ist hier den Gesetzen der Sculptur treu geblieben und hat die beiden idealen Männer in unverkümmerter Menschenform geschildert, bloß nach Weise der Alten bekleidet.

Aus diesem Vorhose treten wir in das eigentliche Heiligthum, in Schiller's Arbeits- und Sterbezimmer, welches noch in demselben Zustande wie bei Lebzeiten des Dichters erhalten ist. Die grüne Tapete mit blauen runden Tupfen wurde nach einem Stück, welches sich an der Kammerthür vorfand, erneuert und giebt dem Gemach einen mild düsteren Schein. Gleich links von der Eingangsthür steht ein Kachelofen mit eisernem Untersatz, an derselben Wand zur Linken ein altes Klavier, von der Art desjenigen, auf welchem Laura durch die Saiten stürmte; darauf liegt eine Guitarre der Frau von Schiller. An der Hinterwand, dem Eingange gegenüber, welche in der Mitte ein nach der Seitengasse führendes Fenster enthält, steht die Bettstelle, worin Schiller starb, reich mit Kränzen ausgelegt. An dieser Stelle des traulichen, prunklosen Gemachs, welches seiner begeisterten Thätigkeit und seiner schmerzlichen Körperleiden Zeuge gewesen war, befreite sich der große Mensch endlich von dem Leben, das auch nichts gewesen wäre als Mühe und Arbeit, wenn nicht das lichte Ideal hineingestrahlt hätte; und in der Gewißheit der Befreiung und des Ueberwindens sprach der lächelnde und erbleichende Mund: „Mir wird jetzt wohlher! mir ist jetzt Manches klar, was mir oft dunkel schien!“ — und die düsteren Züge verklärten sich zu jener milden, heiteren Ruhe, wie sie Jagemann in dem Sepiagemälde über dem Todtenbette wiederzugeben versuchte. Daneben hängt noch ein anderes Bildniß von Jagemann, den Dichter im sechs und dreißigsten Lebensjahre darstellend. Neben dem Bett sehen wir ein Tischchen; darauf steht Schiller's Dose und

feine Mundtasse, ein schlichtes Gefäßchen, das die geweihten Lippen täglich berührten. Unter dem Fenster und mit der Längseite nach der Mitte des Zimmers gerichtet, steht der Arbeitstisch, dessen Anschaffung Schiller seinem Freunde Körner gleichsam als ein wichtiges Ereigniß meldete; er ist mit einer kurbelartigen Vorrichtung versehen, welche Schiller selber erfunden hatte, um das darauf befindliche Schreibpult höher oder niedriger zu stellen. Auf dem Tische liegen Haarlocken von Goethe und Schiller, ein Geschenk von Niemer; ferner ein Brief Schiller's an den Schauspieler Graff und ein anderer, den er auf seiner Flucht von Stuttgart an seine Schwester schrieb. Goethe äußerte sich ein Mal gegen Eckermann über die kühnen, freien Züge der Schiller'schen Handschrift: „Sie sehen, wie die Handschrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verräth.“ So schön und frei erscheint sie uns hier und in der That kann ein sinniges Betrachten dieser Schriftstücke, die hier auf dem Pulte liegen, schon allein ein Verständniß der schwungvollen Diction unsers Dichters um Vieles fördern. — Einige sehr mittelmäßige Aquarellbilder oder colorirte Zeichnungen, Ansichten vom Aetna, von Palermo, von der Insel und Stadt Lipari zieren die Wände. Schiller, der nicht die Mittel wie Goethe besaß, um sich Kunstgenüsse zu verschaffen, konnte nur vermöge seiner reichen Phantasie solchen stümperhaften Darstellungen Leben und ästhetischen Gehalt verleihen; Körner, den er über den Kauf einiger Stiche nach Raphael zu Rathe zog, widerrieth ihm denselben wegen der beträchtlichen Kosten; der Segen der Photographie kam ja damals noch keinem armen Erdenbürger, der sich die dürftige Hütte ausschmücken wollte, zu Gute. Zu den besseren Schildereien gehört ein schöner Stich in röthlichem Ton nach Angelika Kaufmann, die Geburt Shakespeare's; darunter hängt ein Bildniß der Charlotte von Schiller, geboren von Lengefeld, welches sie selber längere Zeit besessen hat. Sie lebte im Schillerhause bis zum Jahre 1826.

Neben dem Arbeitszimmer liegt ein schmales, jetzt ganz leeres Schlafkämmerchen, wo Schiller's Bett stand, bis er, der andauernden Krankheit wegen, dasselbe in sein Arbeitszimmer schaffen ließ. An einer Wand des Kämmerchens hängt ein seltsames englisches Transparentbildchen von Edward Orme, die Hexen aus Macbeth vorstellend.

Ich verließ das Schillerhaus in wehmüthiger Stimmung und doch geistig gehoben. In dem Häuschen hatte ich nichts gefunden, was auf einen mehr als gewöhnlichen Lebensgenuß gedeutet hätte:

keine prächtigen Möbel oder weichen Pfühle verrathen Luxus und Wohlstand, keine kostbaren Gemälde, Sculpturen und Sammlungen deuten auf die üppigen Kunstgenüsse, die den Reichen, den Aristokraten der Aesthetik beschieden sind; nur das Spinett und die Guitarre sagen uns, daß hier zuweilen Euterpe und Melpomene Hand in Hand gingen. Es ist die schlichte Wohnung eines deutschen Dichters und Denkers, der es sich im Leben mußte sauer werden lassen, und der, dem Trieb nach Liebe zu genügen, auch noch frühzeitig die Sorgen des Familienlebens auf sich lud. Als Pionier für die Cultur des Menschenwesens hatte er in Fülle der mühseligen Arbeit, die dem Menschen und dem Maulwurf gemeinsam ist; aber die Muse leuchtete ihm in den dunklen Tiefen und er vermochte die Freude zu besingen, wie der Glückliche unter den Menschen. So kämpfend mit Büchern und ringend in der Höhle der Musen ist er freilich unter die freudvollsten Sterblichen zu zählen, und wie Gott den Menschen zuletzt schuf, so schuf er zuletzt den „Wilhelm Tell.“ Das Erhebendste aber für uns, die wir ihm auf dieser Stätte seines Hinanstrebens und Leidens viel näher getreten sind, ist die Ueberzeugung, daß die Hand, welche jene Tasse zum Munde führte, niemals gezittert hat aus Menschenfurcht, daß der Leib, der sich über diesen Schreibtisch beugte, sich niemals sklavisch vor den Machthabern der Erde gebückt hat und daß er nimmer über sein Körperleiden klagte, sondern wie ein freigeborner Göttersohn darüber hinwegschaute, zum Olympos empor, bis er endlich, um auszuruhen, sich auf die einfache Lagerstätte in seinem grünen Zimmerchen streckte.

„Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
 Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
 Das Eigenste, was ihm allein gehört.
 Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
 Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“

VIII.

Die Fürstengruft.

Ihr aber, befre Fürsten, schlummert süße
 Im Nachtgewölbe dieser Gruft!
 Schon wandelt euer Geist im Paradiese,
 Gehüllt in Blütenduft.

Jauchzt nur entgegen jenem großen Tage,
 Der aller Fürsten Thaten wiegt,
 Wie Sternenlang tönt auch des Richters Wage,
 Drauf eure Tugend liegt.

Christ. Friedr. Daniel Schubart (die Fürstengruft).

Das Wohnhaus Goethe's am Frauenplan steht für uns jetzt ebenso verschlossen und öde da, wie das stille Haus in der Todtenstadt Pompeji, das man nach seinem Namen genannt. Es sind noch darin die Zimmer, die er bewohnte und die Kunstschätze, die er gesammelt hat; Beides ist schon seit längerer Zeit fremden Besuchern nicht mehr zugänglich. Goethe's sterblicher Leib ruht jetzt in der Gräberstadt, die man in Weimar den „neuen Friedhof“ nennt und das Haus, das er bewohnt — freilich in Gemeinschaft mit vielen vornehmen Hausgenossen — ist noch viel stattlicher als das am Frauenplan: ein mit einem dorischen Säulenportal versehenes Kuppelgebäude, das man in Weimar die „Fürstengruft“ nennt. In dieser Fürstengruft, mitten unter Fürsten und Herzügen, wohnt jetzt Goethe; die Bettstätte aber, die man ihm bereitet hat, ist so schlicht und schmucklos und nur von derbem Holze, wie alle seine Stubengeräthe in seinem Arbeitszimmer waren.

Vom Frauenplan links ab, durch die Frauen- und dann durch die Friedhofgasse schreitend, gelangt man bald an das Leichenhaus des neuen Friedhofs; von hier aus führen fünf parallel laufende Wege,

welche die großen Gräberabtheilungen von einander trennen, durch die länglich viereckige Grabbügelstadt eine sanft ansteigende Erhöhung hinauf nach dem Fürstenpalast, der am äußersten Ende liegt. Es ist ein tempelartiges Gebäude, auf steinernem Unterbau, das an der Vorderfront dem andern Palaste Karl August's, dem römischen Hause, gleicht: vier Säulen, von einem hohen Vordach überragt, bilden auch hier das Portal; aber bei Jenem deckt, wie bei einem griechischen Tempel, das Portal die ganze Vorderseite, die nach oben durch das spitze Giebelfeld harmonisch abgeschlossen wird, während hier die mit nur einem vergitterten Segmentfenster versehenen breiten Wände zu beiden Seiten der schweren Doppelpforte, noch mehr aber der achteckige, mit gleichen Segmentfenstern versehene und mit einem Kreuz geschmückte Kuppelbau auf den düsteren heiligen Zweck des Gebäudes hindeuten.

Bevor wir, auf blühenden Wandelgängen zwischen blumengeschmückten Gräbern dahinschreitend, das Mausoleum erreichen, wird unsre Aufmerksamkeit durch manches Epitaphium gefesselt; nicht nur die Aufschriften an den kleinen Gewölben, die sich an der Mauer zur rechten Hand hinziehen, sondern auch die Sculpturen an einigen Gräbern in der nächsten Umgebung des Mausoleums rufen die Erinnerung an bedeutende Persönlichkeiten wach.

An dem Grabe von Joh. Falk lesen wir die von ihm selbst gedichtete Grabchrift:

Unter diesen grünen Linden
Ist durch Christus frei von Sünden
Herr Johannes Falk zu finden.
Kinder, die aus deutschen Städten
Diesen stillen Ort betreten,
Sollen fleißig für ihn beten:
Ew'ger Vater, dir befehle
Ich des Vaters arme Seele
Hier in dunkler Grabeshöhle!
Weil er Kinder angenommen,
Laß ihn einst zu allen Frommen
Als dein Kind auch zu dir kommen.

Falk war von Halle als Privatlehrer nach Weimar gekommen und hatte sich als satyrischer Dichter, namentlich durch Wieland's Lob, einen gewissen Ruhm erworben. Er soll vielseitig aber nicht tief gebildet und dabei überaus geschwätzig gewesen sein. „Freund Falk ist vor vierzehn Tagen als secrétaire interprète zu dem französischen Commandanten Willein nach Naumburg abgegangen. Der friedfertige

Satyriker trägt jetzt, nachdem er seine stumpfgeschriebene Feder niedergelegt hat, eine dreifarbige Cocarde und einen großen Säbel an der Seite und ein gewaltiges Dreieck auf dem Kopfe, wie ein leibhafter Himmelssturm," — so schildert ihn Fernow nach der unglücklichen Katastrophe von Jena. Und ein Jahr später Derselbe über ihn: „Seit Fall Legationsrath geworden, ist ein ganz anderer Geist in ihn gefahren; seitdem drängt er sich an den Adel und an den Hof und hat nicht geruhet, bis er es dahin gebracht, daß er zuweilen an den regierenden Hof zum Thee geladen wird. Auf der andern Seite macht er wieder den Pulcinell. In den Tagen, als die Frau Großfürstin zurückgekehrt und die Stadt mit festlichen Kränzen behangen war, gab er alle Abende dem zusammengelaufenen Volk auf dem Markt Schattenspiele aus seinem Fenster, wo mitunter skandalöse Erscheinungen vorgekommen sind, so daß selbst die Dienstmädchen es nicht aushalten konnten.“ — Niemer gedenkt des Weimariſchen Legationsraths, wozu ihn Karl August ernannte, ohne Pietät und spricht seinem Buche „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt“ die authentische Zuverlässigkeit ab. Der Verlust von vier geliebten Kindern, welche während der Kriegsnoth vom Nervenfieber hingerafft wurden, verwandelte den eiteln Satyriker in einen frommen Christen. Er stiftete einen Verein zur Aufnahme verlassener und verwahrloster Kinder und die Erziehungsanstalt am Schwansee, welche später vom Großherzog Karl Friedrich zu einem öffentlichen Institut erhoben wurde, hat die Stadt Weimar der Gründung des christlich gesinnten Wohlthäters zu verdanken.

An derselben Mauer und in der Nähe von Falk's Ruhestätte ist das Grab des verdienstvollen Karl Ludwig Schorn, der das Kunstwesen Weimar's zehn Jahre lang durch die Leitung der ihm übergebenen Anstalten, durch Vorträge, Zeitschriften und Forschungen erhalten und gefördert hat.

Sein Vorgänger Johann Heinrich Meyer, der rühmlichst bekannte Direktor der Weimariſchen Zeichen-Akademie, ruht an der entgegengesetzten Seite des Friedhofs neben seiner Gattin; beider Gräber bezeichnet ein Denkmal mit der Inschrift: „den Wohlthätern das dankbare Weimar,“ — ein Denkmal der Dankbarkeit für die wohlthätige Stiftung, welches sie den kranken Stadtarmen vermachten.

Auch die klassisch ideale Theaterperiode Weimar's hat hier ihre berühmten Vertreter, denen der Tod die Schminke des Lebens vom Antlitz gewischt, nachdem er den Schleier der Jfis vor die Bühne gezogen hatte.

Unweit von Meyer's Grabe finden wir die Ruhestätte des Schauspielers und Theaterdichters Pius Alexander Wolff, Goethe's liebsten und bedeutendsten Schülers. Er war nicht nur der Dichter der *Preziosa*, sondern auch der Darsteller der jugendlich poetischen Gestalten Schillers, so wie des Tasso, des Cinna, des Marcellus und des Seide in der Goethe'schen Bearbeitung von Voltaire's *Mahomet*. Goethe ertheilte ihm besondere Unterweisung und rühmte ihn als den Einzigen, der sich ganz nach seinem Sinne von Grund auf gebildet habe. Wolff war 1803 nach Weimar gekommen und 1816 Mitglied der Berliner Hofbühne geworden. Er endete aber in Weimar, wo er die ersten Freunde und Bewunderer erworben hatte. Auf der Rückkehr von einer Badereise sah er sich durch neue Erkrankung genöthigt, in Weimar zu rasten, wo ihm aber nur die Frist gestattet war, seinen langjährigen Gönner, den Großherzog Karl August, zur Fürstengruft zu begleiten und sich dann selber niederzulegen zur ewigen Ruhe auf Weimar's klassischem Boden.

Noch zwei andere Zöglinge aus Goethe's Theaterschule liegen in Wolff's Nähe: Ernestine Dürand, geb. Engels, die als Gertrud in „*Wilhelm Tell*“ besonders gern gesehen wurde; ein Brustbild ziert den Denkstein von Ludwig Dels, der als *Max Piccolomini*, *Posa*, *Drest* und *Egmont* für einen der berühmtesten Heldenspieler seiner Epoche galt.

Zwei andere Größen vom Weimarer Theater finden wir noch auf der Mauerseite. In der Nähe des Eingangs steht das Denkmal des bedeutenden Tenorjägers Moltke und weiter hinab zeigt ein Denkpfeiler das Medaillon-Bildniß des berühmten Musikers und Theater-Kapellmeisters Johann Nepomuk Hummel. Er, der einzige Schüler Mozart's, ein Klavierspieler, der sich aber nicht nur durch seine Meisterschaft in dieser Kunst, sondern auch durch die mannigfaltigsten Werke in gründlich reiner Schule einen ruhmvollen Namen erwarb, wirkte in Weimar achtzehn Jahre lang als Lehrer der fürstlichen Kinder und als Leiter der Kapelle.

Ein Denkstein, mit Leier und Kranz geschmückt, bezeichnet das Grab des humoristischen Dichters Stephan Schütze, des fröhlichen und mäßigen Genossen aller heiteren Weimarer Festlichkeiten. — Dort ist auch der Ober-Bau-Direktor Clemens Wenzeslaw Coudray bestattet, der Erbauer der Fürstengruft, welcher sich durch dreißigjährige Wirksamkeit und durch zahlreiche Bauten um Stadt und Land verdient gemacht hat. — Ein Denkmal, vom jetzigen Großherzog er-

richtet, verkündet: „Hier ruht Eckermann, Goethe's Freund.“ — Unweit davon ruht Anna Dillon, Erzieherin von Marie Paulowna, und rechts von der Fürstengruft deckt ein Giebelgebäude das Grab der Gräfin Henkel von Donnerzmark, Großmutter von Ottilien von Goethe.

Treten wir in die Kapelle, so gewahren wir eine große Rotunde, in dessen Mitte mehrere, durch Halbhogen verbundene Pfeiler stehen, die das hohe Kuppeldach stützen. Die Halbhogen sind mit Wappen geschmückt, der ganze Raum ist von der Königin von Preußen in würdigster Weise ohne allen auffallenden Schmuck ausgestattet. An der Rückwand hinter dem Altar sind die Namen der Verstorbenen zu lesen, deren Särge im Jahre 1824 aus der Kirche des Residenzschlosses in die Gruft versetzt wurden. Links vom Eingange führt eine steinerne Wendeltreppe zur Gruft hinab. In der Mitte des Bodens findet sich eine runde umgitterte Oeffnung, um Licht und mittelst einer Vorrichtung die Särge in die Gruft hinabzulassen. Die Idee soll aus Schillers Braut von Messina genommen sein, wo sie in folgenden Versen ausgesprochen ist:

Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
Mit sammt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Verfinkend in die Unterwelt hinab;
Das Grabtuch aber überfchleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der ird'sche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend.

Der alte Mann, den man mir auf dem Hofmarschall-Amte zum Führer gegeben hatte, war schon vor mir hinabgestiegen, um einige Kerzen anzuzünden. Unterwegs hatte er mir erzählt, daß er in jüngeren Jahren Leibkutscher bei Karl August gewesen sei und auch Goethen oft gefahren habe. Als wir an der griechischen Kapelle vorüber kamen, vor deren geöffneten Thüren die Würdenträger Weimar's in Gallakleidern gruppiert standen, da sprach der Alte seufzend nur den Namen: Marie Paulowna! aber das klang so dumpf, treu und schmerzlich, wie die Herzensklage eines greisen Dieners, der seine Gebieter geliebt hat und sich nun nach der Zeit sehnt, wo er die himmlischen Rösse anschirren und seine durchlauchtige Herrschaft von einem schönen Stern zum andern werde kutschiren können. Als ein junger Mann in grauem Ueberrock hastigen und nachlässigen Schrittes über die Straße ging, machte der alte Führer Halt und zog ehrerbietig den Hut, und auf

mein Befragen sagte er mir nachher, der Vorübergehende sei der Erbprinz von Weimar gewesen. Es that mir ordentlich leid, als ich den greisen Mann in seinem dünnen, blauen Kanzlei-Leibrock aus der schwülen Sommerluft in die kalte Gräberhöhle hinabsteigen sah und ich dachte bei mir, der Staat könnte seinem alten Leibkutscher auch wohl irgend einen abgelegten großherzoglichen Schlafrock vermacht haben, den er bei dieser Gelegenheit jedes Mal über den blauen Botenfrack zöge.

Ist man die steinerne Treppe hinabgestiegen, so befindet man sich in der ziemlich niedrigen Gruft, deren Gewölbe auf vier breiten Mauerpfeilern ruht, und erblickt zunächst auf der rechten Seite die erwähnten 26 Särge, welche aus den Grüften der Schloßkirche hierher gebracht worden; alle enthalten die bestatteten Glieder des Fürstenhauses, vom Herzog Wilhelm bis zum zweijährigen Ernst Adolph Felix.

Karl August ruht an der Mittelwand der Gruft, nicht, wie gewöhnlich erzählt wird, zwischen Goethe's und Schiller's Ueberresten, sondern an der Seite seiner Gemalin Luise, welche zwei Jahre nach ihm verschied. Der Tod hatte ihn in seinem 71. Lebensjahre leise beschlichen, als er, auf einer Rückreise von Berlin begriffen, zu Graditz am offenen Fenster stand. Der bronzene Sarkophag, darinnen er ruht, nach antikem Muster von Straube gefertigt, zeigt unter verschiedenen kunstvoll gearbeiteten Emblemen die Inschrift: „Tapfer und weise, gerecht und milde.“

Die Kaiserstochter Maria Paulowna, deren Ueberreste ebenfalls in dieser Gruft bestattet sind, hatte in einem segenvollen Leben die Hoffnungen erfüllt, die sich bei ihrer Vermählung mit dem Erbprinzen kund gaben und welche Wieland in den begeisterten Worten aussprach: „Nun, lieber Freund, soll ich Ihnen billig auch etwas von unserer neu-angegangenen Erbprinzessin schreiben; aber das Unbeschreibliche muß, wie Sokrates sagt, selber gesehen werden. Alles, was ich Ihnen vor der Hand von ihr sagen kann, ist, daß unter allen Erden-töchtern ihres Alters schwerlich Eine lebt, die mit ihr zu vergleichen wäre. Sie ist über allen Ausdruck liebenswürdig. Es scheint unmöglich, mehr angeborne Majestät mit einer vollkommeneren Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit und mit allem Anstand, aller Feinheit und Schicklichkeit im Betragen gegen alle Arten Menschen, kurz mit dem, das nur die größte Welt geben kann, eine reinere Unschuld der Seele, Herzensgüte und Holdseligkeit zu vereinigen. Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens

eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem zwei- und siebenzigsten Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen, sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat."

Links Hand von der steinernen Treppe stehen die einfachen, aus dunkel gebeiztem Eichenholz gefertigten Särge Goethe's und Schiller's; auf der oberen Seite der Sarkophage sind ihre Namen in goldenen Buchstaben angeschrieben, ohne Vornamen, Rang und Adels-titel, so wie die deutsche Nation, wie die Welt sie bei einander nennt: „Goethe — Schiller“;

„Die beiden strahlverwandten Zwillingsterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne.“

Vorbeerkränze, die immer erneut werden, umschließen die Namen.

Schiller's Gebeine sind erst im Jahre 1827 aus dem Jacobskirchhofe genommen und hier beigesetzt worden. Jene Bestattung in der düsteren, regnichten Nacht des 11. Mai 1805 wird immer räthselhaft bleiben.

Leute vom Schneidergewerk, an welchem, einer alten Stadtsitte gemäß, die Reiche war, die Begräbnisdienste zu leisten, hatten sich bereits vor dem Hause an der Esplanade versammelt, um den elenden Sarg, in welchem die leblose Hülle des Großen lag, von dem ärmlich beleuchteten Hausflur abzuholen. Da bietet der Hofrath Schwabe, ein Mitbewohner des Schiller'schen Hauses, in der Eile eine Anzahl Freunde des Dichters auf und diese bewegen die gemietheten Träger, ihnen die Ehre der Bestattung zu überlassen. Sie tragen schweigend, ohne Sang und Klang, das Bretterhaus nach dem Jacobikirchhofe hinaus; nur zwei Fackellichter, im Sturme flackernd, leuchten voraus auf dem mühsamen Wege; ein Mann, in einen Mantel gehüllt — es soll von Wolzogen, Schiller's Schwager, gewesen sein — folgt in einiger Entfernung. Auf dem Kirchhofe angelangt, wird der Sarg in eine geöffnete Todtengruft, in welcher bereits zehn andere Särge vorhanden sind, niedergesenkt und alsdann das Gewölbe mittelst einer eisernen Fallthür verschlossen. — Heut, wo man wenigstens den Schein zu retten sucht und dem Todten bereitwillig die Ehre erweist, die man ihm oft im Leben streitig machte, kann man kaum begreifen, wie das Erlöschen eines der größten menschlichen Geister, welche die Natur hervorbrachte, in einer kleinen Stadt geschehen konnte, ohne die höchste Erregung,

die lebendigste Theilnahme, die tiefste Trauer hervorzurufen; um so weniger begreifen wir dies, wenn wir erwägen, daß der Verbliebene eine lange Reihe seiner Lebensjahre unablässig in dieser Stadt verweilt hatte und daß in jener Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit bei weitem nicht in dem Grade, wie heut, durch das Weltgetriebe von den Interessen des Geistes und des Gemüthes abgelenkt wurde; vollends unerklärlich ist es, daß die gebildeten Freunde des Verstorbenen noch in der letzten Stunde aufgeboten werden mußten, dem Edelsten ihres Kreises das Geleit zur Ruhestätte zu geben und daß ein naher Verwandter desselben diesem Geleit nur verstoßen und aus der Ferne folgte. Aber selbst wenn damals eine kleine Stadt zu stumpf zu einer erhabenen Volkstrauer sein konnte, selbst wenn die Vermögensverhältnisse der hinterbliebenen Familie — wie nicht zu begreifen ist, obgleich es von zuverlässiger Stimme versichert wird — so dürrig waren, um eine würdige Bestattung zu besorgen, so bleibt es immer noch fraglich, weshalb der Hof nicht eine solche veranlaßte, weshalb Goethe, der, wie die Goechhausen bezeugt, allerdings durch den Verlust des Freundes tief gebeugt und erkrankt war, oder doch die einflußreiche Schauspielerin Jagemann, welche sich an diesem Abend in der Komödie aufzutreten geweigert hatte, nicht die erforderlichen Maßregeln einleiteten.

Nachdem zwanzig Jahre nach jener Bestattung verfloßen waren, nahm sich der Bürgermeister Schwabe, der schon erwähnte ehemalige Hausgenosse Schiller's, das Recht, in jener lange verschlossenen Todtengruft nach dem Schädel Schiller's suchen zu lassen, um denselben als eine theure Reliquie zu bewahren. Man fand aber sämtliche Särge zerfallen — auch das ärmliche Bretterhäuschen, welches Heinrich Vof für Schiller's Ueberreste hatte herstellen lassen, war von den Verwüstungen der Zeit nicht verschont geblieben; die Gebeine von dreizehn Gruftgenossen lagen modern unter einander gemischt. Aber der Schädel eines Schiller mußte sich leicht unter der Menge von Banauos-Köpfen herausfinden lassen. Was man auch gegen die Theorie der Phrenologie geltend gemacht hat, so steht doch die Thatfache fest, daß ein edler Hirnkern auch in einer edel geformten Hirnschale wohnt und daß der Schädel eines Genius auf den ersten Blick von dem Schädel eines Vöotiers zu unterscheiden ist. Die Behauptung der Phrenologen, daß die Gestalt des Vorderhauptwirbels als ein charakteristisches Sinnbild der geistigen Fähigkeit zu betrachten sei, hat sich an den Normalbildungen der Schädel Schiller's, Goethe's und Napoleons, bewährt gefunden. Bei allen zeigte sich eine mehr

als gewöhnliche Entfernung der Stirnbeinwölbung von der äußeren Ohröffnung. Die Ansicht einiger wissenschaftlicher Schädellehrer, daß ein großer Schädel an sich schon als das Sinnbild der Denkkraft anzusehen sei, wird allerdings schon dadurch widerlegt, daß Lord Byron einen überaus kleinen Kopf hatte, wogegen der Schädel eines Schopenhauer alle jene genannten Normalbildungen bei weitem an Stärke übertraf. Schiller's Schädel zeichnete sich aber nicht bloß durch die Höhe der Stirnbildung sondern auch — was allen jenen andern edlen Organisationen fehlte — durch die Breite des Vorderhauptes aus, welche in der Cranalogie als ein Merkmal der poetisch-philosophischen Richtung gilt. Somit war es nicht schwierig, Schiller's Schädel von den übrigen im Gewölbe aufgefundenen zu sondern; auch Goethe gab dabei eine gewichtige Stimme ab und schuf, tief ergriffen von der Anschauung der edelsten Form, das herrliche Gedicht:

Im ersten Beinhaus war's, wo ich beschaute,
 Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten,
 Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
 Sie steh'n in Reih' geklemmt, die sonst sich haßten,
 Und derbe Knochen, die sich tödtlich schlugen,
 Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten.
 Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen?
 Fragt Niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,
 Die Hand, der Fuß zerstreut aus Lebensfugen.
 Ihr Müden also lagt vergebens nieder;
 Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
 Seid ihr herauf zum lichten Tage wieder,
 Und Niemand kann die dürre Schale lieben,
 Welch' herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
 Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,
 Die heiligen Sinn nicht Jedem offenbarte,
 Als ich inmitten solcher starren Menge
 Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
 Das in des Raumes Moderkält' und Enge
 So frei und wärmefühlend mich erquickte,
 Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.
 Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
 Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
 Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
 Das stuhnd frömt gesteigerte Gestalten.
 Geheim' Gefäß, Orakelsprüche spendend!
 Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
 Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,

Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
 Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
 Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
 Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
 Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
 Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Da einmal die Blüthe des vorzüglichen Knochengewächses gefunden war, so gelang es auch, vermöge jener anatomischen Forschungen, zu welchen Goethe den ersten Anstoß gegeben hatte, die übrigen entsprechenden Theile herzustellen. Diese schwierige Arbeit vollendete der Jenaer Professor Schröter und endlich sah man den unvergleichlichen Bau klar beisammen. Schiller's Haupt blieb längere Zeit als ein Curiosum in der Bibliothek zu Weimar ausgestellt, bis das helle Haupt auf Veranlassung des Königs Ludwig den übrigen Resten, die auch das glühende Herz umschlossen hatten, beigefügt wurde.

Die Beisetzung in der Gruft geschah auf Veranlassung des Großherzogs, welcher zuvor darüber an Goethe schrieb: „Ich möchte es für rathsam halten, die Schiller'schen Reliquien in die Familiengruft setzen und aufheben zu lassen, welche ich für mein Geschlecht auf dem hiesigen neuen Friedhofe habe bauen lassen. So Du hiermit einstimmt, so werde ich dem Hofmarschall-Amt Anweisung geben, Schiller's Ueberbleibsel unter seinen Verschuß, bei meinen Ahnen zu nehmen.“

Schiller's Sarg ist aus Eichenholz, mit Blei gefüttert und mit blau angelaufenen eisernen Ringen und Kofetten versehen; zu der antiken Form hatte Goethe selber die Zeichnung entworfen. Auf dem Sarge liegt ein silberner Kranz, welchen mehrere Hamburger Frauen seinen Manen widmeten; den daneben befindlichen Kranz, auf dessen grüne Taffetblätter die Titel der Schiller'schen Werke in Gold gestickt sind, schenkte Marie Seebach zum Schillerfeste.

Neben Schiller liegt, in gleich gearbeitetem Sarkophage, der Freund, der ihn „die Hälfte seines Daseins“ genannt hatte. Goethe wurde mehr als 82 Jahre alt und starb dennoch viel zu früh. Seine körperliche Kraft war noch im Alter bewundernswürdig und ein Arzt der alten Schule drückte dies in den Worten aus: „Die Productivität war der Grundcharacter, sowohl im Geistigen wie Körperlichen, und in letzterem zeigte sie sich durch eine reiche Ernährung, äußerst schnelle und reichliche Blutbildung und Erzeugung, kritische Selbsthilfe bei Krankheiten und eine Fülle von Blulleben; daher auch noch in hohem Alter die Blutkrise und das Bedürfniß des Ueberlassens.“ — So äußerte

sich Hufeland, der ihm eine lange Reihe von Jahren persönlich nahe stand. Von dem herrlichen Gleichgewicht, welches sich über diese körperliche Lebensfülle und seine geistigen Verrichtungen ausbreitete, von der geistigen Productivität seines Greisenalters geben die Vollendung des Faust und die Abhandlung über den Streit zwischen Cuvier und St. Hilaire das glänzendste Zeugniß. Und dennoch mußte Goethe schon so früh sterben. Einer meiner Vettern pflegte immer zu sagen, kein Mensch würde sterben, wenn er nicht das Athemholen vergäße. Goethe vergaß, was ebenso wichtig wie das Athemholen ist: er vergaß einen Grundsatz, den er selber aufgestellt hatte und welcher ebenso wohl als moralische Maxime wie als diätische Lebensregel gelten kann. Die Devise: „Seid wachsam!“ welche er dem Weimarischen Falkenorden verlieh, hat im Menschenleben, wo Alle gegen Alle kämpfen, und namentlich in einem türkischen Klima ihre besondere Bedeutung für das physische Wohl. Goethe ließ diese Vorsicht außer Acht: er lief aus seinem heißen Zimmer über den kalten Hausflur, sogar durch den Garten, um Bildermappen zu holen, die er der Großherzogin zeigen wollte. Und so kam es, daß dieser vollkommene Mensch, der vor Allem befähigt war, die im Veda angegebene natürliche Lebensdauer zu erreichen, eines gewaltfamen Todes sterben mußte. Goethe starb an einer miserablen Erkältung. Aber die Natur ließ ihrem Liebling nach einigen Tagen der Schmerzen doch am Ende noch die Wohlthaten der Euthanasie zu Theil werden. Und ehe er sanft entschlummerte, sah er noch einen lieblichen Mädchenkopf vor Augen, einen Stern seiner Jugend: vielleicht eine Lili, oder Lotte, oder Friedrike, oder Ottilie und als bei dem Funkeln des Sterns das Dunkel der Todesnacht über sein Auge kam, rief er gebieterisch, wie der Schöpfer der Welt: „Richt!“ und trat ab, wie er gelebt hatte: ohne Köcheln, ohne Erblaffen.

Goethe's Sarg blieb nicht, wie Schiller's, bei einem weinenden Diener und einem einsamen Talglicht auf dem öden Hausflur stehen, bis sich die Träger einfanden: er wurde pomphast in der Halle seines Hauses ausgestellt. Seine Freunde hatten den „düsteren Katafalk“, den er in seinem Alter nie ohne Unmuth im Hintergrunde gesehen, so glänzend wie möglich ausgeschmückt. Ueber dem aus einander geschlagenen Vorhange, welcher den Sarg von den Zuschauern trennte, standen mit goldenen Buchstaben die Worte aus „Hermann und Dorothea“:

Des Todes rührendes Bild steht
 Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen;
 Jenen drängt es in's Leben zurück und lehret ihn handeln;
 Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung;
 Beiden wird zum Leben der Tod.

Goethe, in weißen Atlas gekleidet, den untern Theil des Körpers in schwarzen Sammet gehüllt, lag wie ein sanft Schlafender im Sarge. Auf drei Fußgestellen vor dem Sarge befanden sich die Orden des Verewigten. Die Fürsten hatten ihn mit solchen Ehrenzeichen bedacht und er hatte es um sie verdient, er hatte ihnen mit keinem Worte etwas zu Leide gethan. Er nahm die Fürsten, wie er alle Menschen nahm: so wie sie sind. Ohne Haß gegen Tyrannei wie gegen andre irdische Mängel und Thorheiten, wandelte er ruhig seinen Weg, wie ein Gestirn am Himmelsbogen, Licht spendend den Emporschauenden. Und weil der Emporschauer nur Wenige sind in der großen Menge des Menschenheerchichts, so wird sein Licht niemals unter die Masse dringen und eine den Fürsten gefährliche Aufklärung bewirken. Goethe wird niemals populär werden; und wenn ihr nach dem Erlöschen des Cotta'schen Privilegiums seine Werke umsonst vertheiltet, so würde dies nicht mehr für die Verbreitung der Bildung thun, als wenn ihr den Beethoven auf die Veierkasten brüchtet — „Caviar für's Volk.“ —

Von einem zahlreichen und gewählten Trauerzuge wurden Goethe's Ueberreste nach der großherzoglichen Todtentapelle begleitet, die mit der Apotheose des Dichters geschmückt war. Nach der Leichenrede, welche der Superintendent Köhr sprach, wurde der Sarg dem Oberhofmarschall übergeben; die Maschinerie der Versenkung war aber beschädigt und Goethe konnte nicht allmählig, in theatralischer Weise, in die Unterwelt versinken. —

Auf Goethe's Sarge liegt ein Schriftstück mit Schiller's Versen:

Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle
 Und mit der Blume zugleich brichst Du die goldene Frucht.

Während ich diese Verse las, drang ein schmerzlicher Seufzer an mein Ohr. Ich blickte auf und sah eine in Trauer gekleidete Dame an dem Sarge der Maria Paulowna stehen; sie legte eine Rose auf den Sarkophag und sprach unter Thränen: „Es ist heut ein schwerer Tag!“ — es war der Sterbetag jener Fürstin.

Und auch ich war gerührt, denn mich froh und ich sah unwillkürlich auf den dünnen blauen Frack des ehemaligen großherzoglichen

Reibkutschers, und, an Schiller's Sarg gelehnt, dachte ich zurück an das kleine Arbeits- und Sterbezimmer an der Esplanade und dann kam es mir wieder schmerzlich in den Sinn, daß der große Goethe, der so selig in den warmen Sommernächten Italiens geschwärmt, nun in der kalten Gruft ruhte und daß er, dem noch in der letzten Stunde das Sonnenlicht zu dunkel war, sich nun müsse genügen lassen, wenn der Custode die spärlichen Kerzen anzündete in dem nächtigen Gemölbe. Doch als ich trauernd hinaufstieg, tröstete ich mich über das Loos der großen Todten mit den Worten des Koheleth: „Da lobte ich die Todten, die schon gestorben waren, mehr denn die Lebendigen, die noch das Leben hatten. Und der nicht ist, ist besser daran denn alle Beide, der des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschieht.“

IX.

Ettersburg.

Nördlich von Weimar zieht sich ein etwa zwei Stunden langer Berggrücken hin, der Ettersberg genannt. Man gelangt auf einer Chaussee hinauf, welche, die Thüringische Eisenbahn durchschneidend, durch lachende Felder, auf der Höhe durch ein Gehölz führt. Jenseits, am nördlichen Fuße des Bergs und anderthalb Stunden von Weimar entfernt, liegt das Dorf Ettersburg und auf mäßiger Höhe, in anmuthiger grüner Umgebung, das Jagdschloß gleichen Namens, welches Herzog Wilhelm Ernst im Jahre 1706 erbauen ließ.

Diese Fürstenwohnung hat ein Dichter, eingedenk ihrer glänzendsten Zeit, mit Recht „der Wartburg Sanggenossin“ genannt, und wer kennt nicht dieses stattliche Jagd- und Lustschloß aus der lustigen Zeit von Weimar, das noch heute die Erinnerungen an eine große Cultur-epoche Deutschlands weckt? Damals, 1778, ging es dort besonders lebhaft her „mit allerlei Muthwillen und Tollheiten, fragenhaften Ständchen, extemporirten Komödien und theatralischen Spielen.“ Von 1780 ab hielt sich die Herzogin Mutter Amalie fast immer zur Sommerzeit dort auf, und nicht der Diana, sondern dem Apollo und den Musen wurde gehuldigt. Mußte sich doch der kühne Jäger Karl August selbst darenin schicken und schrieb gar kurz resignirt an seinen Freund Knebel: „In Ettersburg floriren die Künste.“ Wenn die Musen aber einmal wieder umquartirt wurden und er des lustigen Jagdschlosses und des weiten Parks wieder habhaft werden konnte, dann erscholl auch der Rüden Gebell und des Hifthorns jauchzender Ton durch die Gefilde und Waldungen des Ettersbergs.

„Hier bin ich mit der Hirschbrunst beschäftigt;“ schreibt der Herzog im Herbst 1797; „ich habe mir diesen Aufenthalt sehr zugeeignet und

gefalle mir sehr darin. Die Zeit wird mir nie lang, obwohl ich ganz allein mit Dumanoir hier bin; jeder Gang im Walde unterhält mich."

Hier jagten auch, auf Karl August's Einladung, die Kaiser Napoleon und von Rußland, nachdem der glänzende Kongreß zu Erfurt gehalten worden war. Noch heute steht auf einem großen Rasenplaze des Parks, von welchem neun herrliche Alleen strahlenförmig auslaufen, das Kanfthäuschen, wo sich die Jünger Nimrods sammelten: ein lustiges Bretterhäuschen in den Zweigen einer Lindengruppe, zu welchem eine Treppe hinaufführt. Noch heute ist hier ein Stand von einigen hundert Hirschen zu finden; in der Nähe der Einsiedlerhütte, die Goethe, wie er sagte, zum Troste kranker Herzen angelegt hatte, ist ein Besuch von Hirschen nicht selten, und Falk meint, daß man sich um Egidi dort im Mondschein zum Hirschverhör hinstellen könne. Karl August, der die kranken Herzen und ihre Einsiedeleien nicht sonderlich schätzte, mag oft dort gestanden haben.

In Goethen aber lebte damals noch die Sehnsucht nach Frieden und das Gedicht „Wanderers Nachtlied,“ welches er, aus einem Briefe an Frau von Stein zu schließen, am Hange des Ettersberges bei nächtlicher Rückkehr nach der Stadt dichtete, giebt Zeugniß von seiner unruhigen Stimmung:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Das Schloß, welches sich mit seinen Hintergebäuden dicht an das Dorf lehnt, richtet die Vorderfronte nach dem Park und dem angrenzenden Wiesenthal und steht lustig und stattlich da. Klassische Stätte auch du, freundliches Jagdschloß mit der von der Dachfirste flatternden Flagge! du Park mit den verwitterten Bäumen, in deren einft jugendsaftige Rinden die Namen der Lustigen von Weimar eingeschnitten wurden!

Ettersburg wurde für die Geschichte der deutschen Schauspielkunst von hoher Bedeutung. Ein Brand hatte im Jahre 1774 das Schloß in Weimar und zugleich das dortige Hoftheater zerstört. Goethe schuf in Ettersburg ein Liebhaber-Theater, dessen Personal zwar

aus Dilettanten, aber aus den hochgebildetsten weltlichen und geistigen Größen gebildet wurde. Zum Unterschiede von allen bisherigen und gleichzeitigen Bühnen, wurde hier, ohne Rücksicht auf Technik, Volksneigung oder Tages-Interesse, auf ein verfeinertes Verständniß, auf dramatischen Geist hingewirkt: das Ettersburger Liebhaber-Theater war die erste ideale Bühne Deutschlands, welche Goethe, an dieser Stelle in praktischen Erfahrungen gereift, späterhin auf dem berühmten Weimarschen Hoftheater durch sein souveränes Genie und durch Schillers Mitwirkung zu ihrer Höhe emporhob und zum Mittelpunkt des deutschen Bühnenlebens machte.

Noch jetzt erinnern Aushaue an verschiedenen Plätzen an die vormals hier angelegten Waldbühnen, auf welchen, in stiller, ruhig waltender Natur, von lebensfroher und jugendmuthiger Gesellschaft die tollsten Stücke, aus dem Stegreif oder nur im Plane entworfen, aufgeführt wurden, für welche Amaliens Vertraute, Goethe, Einsiedel, Knebel, Seckendorf, Bertuch und Musäus dichteten oder selbst heitere Rollen spielten. Auch die Herzogin Amalie, Fräulein von Göchhausen, Prinz Constantin und der Herzog selbst traten auf. Als die komische Oper „Orpheus“ aufgeführt wurde, lud Amalie den beliebten Musäus nach Ettersburg ein, „damit er auch einmal sie selbst vor ihm spielen sehe, nachdem er so oft vor ihr gespielt.“

Musäus berichtet darüber in einer seiner Brief-Novellen, mit der Ueberschrift: das nächtliche Abenteuer:

„Es war Alles sehr incognito, nur etwa zwölf Personen von der Noblesse gebeten, und die Herrschaft. Ich war willens, zu Fuß nach Ettersburg zu gehen, hörte aber ein paar Tage darauf vom Kammerherrn, daß noch einige Personen die Erlaubniß erhalten hätten, der Komödie beizuwohnen; ich möchte also meine Frau mitbringen. Ich nahm mit B. . . s eine Kutsche, wir fuhren glücklich hinaus, wurden nach der Komödie tractirt und fuhren um halb neun Uhr, kurz vorher, ehe die Herrschaft fortging, nach Hause.“ Es folgt die Beschreibung einer abenteuerlichen Rückwanderung, welche die Gesellschaft nach Weimar antreten mußte, nachdem der Wagen stecken geblieben war.

In den „Mitschulbigen,“ welche Goethe als Leipziger Student geschrieben hatte, spielte Bertuch die Rolle des Söllers, Musäus den Wirth, Corona Schröter die Sophie, Goethe die Rolle des Drest mit schöner klangvoller Stimme, aber ein wenig zu ungestüm gesticulirend. Unübertrefflich soll er im Humoristischen gewesen sein, wo ihm seine Gabe zum Extemporiren zu Hülfе kam. Mit ihm wetteiferten

in komischen Partien Herr von Einsiedel, der auch zuweilen im Orchester das Violoncell spielte, und der lebenswürdige Volksmärchendichter Musäus, der sich als Marbochai in Goethe's Puppenspiel, als Fechtmeister im „Postzuge“ und als Wirth in Lessing's „Minna von Barnhelm“ meisterhaft zeigte. Die weiblichen Hauptrollen in den Operetten, in deren Composition Seckendorf fruchtbar war, spielten meist Fräul. v. Rudorf (nachher mit Knebel vermählt), Amalie Rosebue (nachmalige Gildemeister) und die reizende in Goethe's Gedicht „Niedings Tod“ würdig gefeierte Corona Schröter, welche Goethe als Leipziger Student neben der Mara gehört und nach Weimar befördert hatte, wo sie als Hoffängerin, als Primadonna des Liebhaber-Theaters, zugleich in munteren Rollen und in allen tragischen Charakterrollen beschäftigt wurde.

Goethe rühmt sie mit den Worten:

„Ihr Freunde Platz! weicht einen kleinen Schritt!
 Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
 Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
 Wir sind erhört, die Mufen senden sie.
 Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
 Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
 Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
 Vollenbet nun, sie ist's und stellt es vor.
 Es gönnten ihr die Mufen jede Gunft,
 Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
 So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
 Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.“

Nicht immer wurde auf der Waldbühne, sondern auch in einem Flügel des Schlosses gespielt, wo dann Kranz als Concertmeister, Kraus als Decorateur, Nieding als Maschinenmeister, Schuchmann als Maler, Thiel und Hauenschild als Schneider von Wichtigkeit waren.

Ihre rastlose Thätigkeit in Thalien's Hause schildert Goethe in dem Gedicht „auf Nieding's Tod“:

„Ich sehe Hauenschild gedankenvoll;
 Ist's Thür, ist's Heide, den er kleiden soll?
 Und Schumann froh, als wär' er schon bezahlt,
 Weil er einmal mit ganzen Farben malt.
 Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,
 Der lust'ger wird, je mehr er euch verschnitt.
 Der thätige Jude läuft mit manchem Rest,
 Und diese Gährung deutet auf ein Fest.“

Außer den schon erwähnten Stücken, welche in Ettersburg aufgeführt wurden, werden noch genannt: die Zigeuneroperette „Abolar und Hilaria“ von Einsiedel, zu welcher Goethe einige Scenen und Gesänge hinzugefügt hatte, — ein lustiges Stück mit Hörnerklang, Illumination und Walbeszauber unter Sternenhimmel, das eine große Zuschauermenge aus Weimar herbeilockte. Es war gewissermaßen ein Gegenstück zu den „Fischern“ in Tiefurt. Die Aufführung fand nach einer auf dem Ettersberge gehaltenen Jagd statt. Bald nachdem Karl August beim Abenddunkel unter Hörnerklang mit den Genossen in den Schloßhof gesprengt war, verkündeten die im Walde aufsteigenden Raketen den Anfang der Vorstellung. Durch eine lange leuchtende Gasse hunder Lampen, die sich in den Wald hinein bis zu dem kleinen Waldtheater erstreckte, schritt die Herzogin Amalie am Arm ihres Sohnes, der noch den grünen Jagdrock, ein lebernes Koller darüber, trug. Ein Delbild von Kraus, welches noch im Ettersburger Schlosse vorhanden, stellt die Portraitfiguren im Zigeunerlager mit seinen flammenden Feuern und rauchenden Kesseln dar. „Die gestickte Braut“ mit acht Ballets und Musik von Seckendorf war eine tolle Posse, worin Goethe die Empfindsamkeit des Zeitalters und seinen eigenen Werther verhöhnete.

Im Jahre 1778 fand am 13. Januar die Aufführung des „Westindiers“ statt, worin Goethe im weißen Frack mit silbernen Treppen, blauweidener Weste und Beinkleid den Belcour, der Herzog den Major O'Flaherty, der kürzlich angekommene berühmte Echhof den Vater spielten; auch Prinz Constantin, v. Knebel, v. Einsiedel, Musäus, Fr. v. Göckhausen, Fr. v. Wöllwart und die Frau des Kapellmeisters Wolf gehörten zu den Mitspielenden. Am 24. October, am Geburtstage der Herzogin Mutter, wurde Goethe's „Jahrmarkt von Plundersweilern“ als neueröffnetes Puppenspiel aufgeführt, mit musikalischen Compositionen, an welchen die Herzogin Amalie theilgenommen hatte. Vorher wurde der von Einsiedel übersetzte „Médecin malgré lui“ gegeben. Die Aufführung französischer Stücke war überhaupt nicht selten, und in diesen zeichnete sich der nachherige Oberconsistorialpräsident von Lyncker aus; Goethe und Einsiedel stellten die Molière'schen Alten mit positiver Gravität dar. Kranz und Kraus waren unter Goethe's Aufsicht drei Wochen lang vorher eifrig mit den Vorbereitungen beschäftigt gewesen; auch die Herzogin war, wie Wieland sich ausdrückt, „von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften“ in den Anstalten. Bei der Aufführung waren „der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt“ thätig. Die Herzogin machte Goethe's Mutter eine

vorläufige Anzeige: „Thusnelda wird Ihnen die ganze Beschreibung von der Fête, die ich hier gegeben habe, machen. Unser Freund Wolf hat die Freundschaft für mich gehabt, Alles selbst zu ordnen. Ihr Sohn schickt Ihnen die Abschrift, wie es hier gespielt worden ist. Das Gemälde vom Bänkelsänger hat Wolf, Kraus und ich gemalt. Die Musik von den Liedern lass ich für das Klavier setzen und sobald sie fertig sind, sollen Sie sie auch haben.“ Die originelle Beschreibung des Frl. von Böckhausen, worauf sich die Herzogin berief, lautete: „Also am 20. October (?) dieses mit Gott hinschleichenden Jahres trug sich zu, daß auf dem hiesigen neu erbauten Ettersburger Theater der „Médécin malgré lui,“ von Einsiedel übersetzt, und der „Jahrmart von Plunderzweilern“ zu großem Gaudium aller vornehmen und geringen Zuschauer hier aufgeführt wurde. Drei Wochen vorher war des Malens, des Lärmens und des Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, Dr. Wolf, Kraus u. s. w. purzelten immer über einander her ob der großen Arbeit. Die spielenden Personen im „Médécin“ waren: Einsiedel als Sganarel; Annchen Müller, seine Frau; der Kammerherr v. Seckendorf Geronte; Hr. Seidler Leander; Mlle. Schröter Lucinde; Mlle. Probst die Amme; Hr. Wolf Goethe Lucas; der Herzog Valère; Professor Musäus als Robert. Das Stück ging sehr gut und Baron Einsiedel besonders spielte sehr fein, wie auch Dr. Wolf seinen Lucas in Bauerntracht herrlich gut. Zum Nachspiel erschien nun das gepriesene „Jahrmartsfest.“ Der Doctor sagte, er hätt's Ihnen schon geschickt. Das Bänkelsängergemälde, weil es von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird und Sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin von dergleichen berühmt sind, wird Ihnen in einer Copie, ins Kleine gebracht, nebst der Romanze auch zugeschickt. Dr. Wolf spielte alle seine Rollen über alle Maßen trefflich und gut, hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich, besonders als Marktschreier, herauszuputzen. O, hätten Sie unsere Wünsche nur auf ein paar Stunden zu uns zaubern können! Unter den Zuschauern befand sich die Erbprinzessin von Braunschweig, die einige Tage zuvor angekommen war und große Freude an unserm Gaukelspiel bezeugte. Nach der Komödie wurde ein großes Banket gegeben, nach welchem sich die hohen Herrschaften sämmtlich (außer unserer Herzogin) empfahlen; uns Komödiantenpaar aber wurde noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis an den hellen Morgen dauerte, und Alles war lustig und guter Dinge. Um auch etwas von mir zu sagen, so kann ich nicht umhin, mit aller Bescheidenheit zu melden,

daß ich die edle Gouvernante im Puppenspiel überaus zierlich vorge-
tragen habe“

Die Rollen waren wie folgt vertheilt:

Doctor	von Einsiedel.
Marktschreier	Goethe.
Esther	Mad. Wolf.
Hamann	Goethe.
Marbochai	Goethe.
Tyrolerin	Corona Schröter.
Pfefferkuchenmädchen	Frl. von Wöllwarth.
Amtmann	Bertuch.
Frau Amtmann	Dem. Probst.
Tyroler	von Seckendorf.
Nürnberger	Schaller (Hofadvokat).
Wagenschmiedemann	von Lyncker (Ober-Consistorialpräsident).
Zigeunerhauptmann	Steinhart (Flötist bei der Kapelle).
Zigeunerbursch	Seidler (Ober-Consistorialsecretair).
Bauer	Steinhart.
Bänkelfänger	v. Seckendorf.
Dessen Frau	Mad. Steinhart.
Milchmädchen	Dem. Neuhaus.
Marmottenhuben	v. Lyncker, v. Todtenwarth (beide Pagen).
Ochsenhändler	von Staff (Kammerherr und Jagdjunker).
Schweinemetzger	von Luck (Kammerherr).
Gouvernante	Frl. Thuznelda (d. h. v. Göchhausen).
Fräulein	Frl. v. Koppensfels (Tochter des Kanzlers).
Pfarrer	Kraus.
Hanswurst	Aulhorn.
Schattenspielmann	Derselbe.

Musäus schreibt seiner Nichte Amalie Kogebue-Gildemeister über diese Vorstellung und fügt hinzu: „Bei der Leseprobe, die hier im Palais war, wurde an die Acteurs der beiden Stücke ein herrliches Soupe gegeben und nachher ein Ball, der bis 3 Uhr dauerte. Zu den Proben in Ettersburg wurden die Acteurs, 24 Personen zusammen, jedesmal in sechs Kutschen hinaufgeholt und Abends mit Husaren, die Jackeln hatten, wieder zurück begleitet. Die Aufführung geschah an eben dem Tage, wo die Erbprinzessin von Braunschweig hier zum Besuch war; ich hatte in beiden Stücken eine Rolle, einmal als französischer Bauer, und in dem Jahrmarkt als Kaiser Masverus.“

Am 20. Mai des folgenden Jahres wurde in Ettersburg zum ersten Mal Goethe's Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“ aufgeführt, und Frh. v. Göchhausen berichtet darüber an Goethe's Mutter „Wir sind nun wieder seit acht Tagen mit Sack und Pack in unserm lieben Ettersburg. Es ist doch, das weiß Gott! ein schönes Leben so in Wald, Berg und Thal! Unsere beste Herzogin ist hier auch wohl und vergnügt. Gott erhalte sie dabei! Sie verdient's so sehr. Gestern (den 20. Mai) hat uns der Geheime Legationsrath ein Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“, hier aufgeführt, das er sagt, in seinem achtzehnten Jahre gemacht zu haben, und nur wenig Veränderung dazu gethan. Es bestand nur aus vier Personen, welche der Doctor, Einsiedel, das Frh. v. Wöllwarth und Mlle. Schröder vorstellten. Es ist von Einem Akt, mit einigen Arien, welche der Kammerherr v. Sedendorf componirt hat. Es wurde recht gut gespielt und wir waren den ganzen Tag fröhlich und guter Dinge.“

Man ging in Ettersburg aber ebensowohl über das bloße Dilettantenwesen wie über die Narrenstücke hinaus: auch das Antike sollte nicht fehlen. Im Juni wurde „Proserpina“ und am Tage vor Merck's Abreise „Iphigenie“ gegeben, worin der Herzog den Phylades spielte. Letztere Rolle gab bei spätern Aufführungen dieses Stücks der Prinz Constantin, den Thoas Knebel, die Iphigenia Corona Schröter, Arkas Seidler. Goethe spielte den Drest und glich im griechischen Costüm einem Apollo. „Noch nie“, schreibt Hufeland, „erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheiten in einem Manne wie damals in Goethe.“

Merck's Aufenthalt in Ettersburg hatte vorzugsweise der Herzogin Freude gemacht, was sie ihm auch später in einem Briefe mit den Worten gestand: „Jeder kleine Winkel in Ettersburg ist mir immer eine neue Erinnerung der glücklichen Augenblicke, die ich mit Ihnen durchlebte.“ — „Von der Durchlauchtigsten — schreibt Wieland an Merck — weiß ich seit Deiner Abreise nichts, als daß sie diese ganze Zeit über die Gräfin Bernstorff und Boden bei sich gehabt und sich tête baissée in die Musik gestürzt, also dergestalt, daß Kranz mit noch ein Paar Kammermusicis seit drei Wochen Tag und Nacht in Ettersburg residiren und da geklumpert, gezeitigt, geblasen und gepfiffen wird, daß die lieben Engelchen im Himmel ihre Freude daran haben möchten. Wohl der guten Frau, daß sie tour a tour dieser anhaltenden Liebhaberei für Musen und Künste fähig ist.“ Im Sommer des folgenden Jahres schreibt er an denselben: „Das Meiste dieser

Sommerzeit habe ich in Ettersburg zugebracht, wo Dein Bild in der Herzogin Zimmer wie ein Fetisch oder Hausgötze figurirt und, in Ermangelung Deiner persönlichen oder epistolarischen Gegenwart, Dein Andenken lebendig erhält." —

Goethe's Nachahmung der „Bögel“ des Aristophanes, eine drolliche Parodie der Natur, wurde 1780 in Ettersburg aufgeführt. Goethe schreibt darüber am 3. Juli an Merck: „Weil noch so viel Platz übrig ist, will ich Dir von unsern neuesten Theater-Nachrichten etwas Ausführliches mittheilen.

In etwa vierzehn Tagen

wird auf dem Ettersburger Theater dargestellt werden:

Die Bögel,

ein Lustspiel nach dem Griechischen und nicht nach dem Griechischen.

Erster Act,

welcher für sich ein angenehmes Ganzes ausmachen soll.

Hiernach wird ein Epilogus von M. Schröter gehalten werden: wie folgt:

Der Erste, der den Inhalt dieses Stücks
Nach seiner Weise auf's Theater brachte,
War Aristophanes, der ungezogene
Liebling der Grazien.
Wenn unser Dichter, dem nichts angelegener ist,
Als Euch ein Stündchen Lust
Und einen Augenblick Beherzigung
Nach seiner Weise zu verschaffen,
In ein- und anderem gesündigt hat,
So bittet er durch meinen Mund
Euch allseits um Verzeihung.
Denn, wie Ihr billig seid, so werdet Ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
Mit einem Salto mortale
Nur zu gelangen war.
Auch ist er sich bewußt,
Mit so viel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
Des alten declarirten Bösewichts
Berrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er sich Euers Beifalls schmeicheln darf.
Dann bitten wir Euch, zu bedenken,
Und etwas Denken ist dem Menschen immer nütze,
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden ist,
Die niemals nach so gar gemäßigtem Maß
Und reinlich abgezogenem Gewicht geschlagen werden.

Wir haben, nur gar kurz gefast,
 Des ganzen Werkes Eingang
 Zur Probe hier demüthig vorgestellt;
 Sind aber auch erbötig,
 Wenn es gefallen hat,
 Den weiteren weittläufigen Erfolg
 Von dieser wunderbaren doch wahrhaftigen Geschichte
 Nach unsern besten Kräften vorzutragen.

Die darstellenden Personen waren in Vogelschmuck gekleidet und konnten die Flügel und Schwänze heben, der Schuhu und die Gule vermochten sogar die Augen zu rollen. Wieland beschreibt die Vorstellung: „Das seltsame Ding hat bei der Aufführung in Ettersburg (im Freien) einen gar possirlichen Eindruck gemacht. Außer der mächtigen Freude, die der Herzog und die Herzogin-Mutter an diesem Aristophanischen Schwank gehabt, ist's auch für Goethe im Grunde tröstlich, zu sehen, daß er mitten unter den unzähligen Plackereien seiner Minsterschaft noch so viel gute Laune im Saß hat.“

Am 3. September 1782 veranstaltete die Herzogin ihrem Sohne, dem Herzog, ein Fest zu Ettersburg, wobei Einsiedel's Posse „Das Urtheil der Paris“ zur Aufführung kam.

Nach den Theatervorstellungen fand gewöhnlich ein fröhlicher Schmaus statt, und dann wurde der größere Theil der Gesellschaft von Husaren der herzoglichen Leibwache mit Fackeln nach Weimar zurückbegleitet. Die Theilnahme an diesen Festgenüssen wurde von künstlerischen und geistigen Leistungen, oft von theatralischen Proben abhängig gemacht. „Sie wissen“, schreibt die Herzogin Amalie an Merck, „daß die Schloß-Ettersburgische Nation nicht in dem besten Gerüchte ist, und um sich kein Dementi zu geben, so fahren wir in unserm Lebensplan fort, nämlich daß Alles, was hier auf den Berg kommt, eine Probe bestehen muß. Die Gräfin Bernsdorf hat die Probe des Theaters ausgestanden; Bode die der dramatischen Dichtkunst, wovon ich Ihnen etwas schicke, nämlich den Prolog, Arien und Affichen. Ich selber habe mich producirt, doch sind wir ziemlich mit Ehren davon gekommen. Bode staffirte nämlich aus einem ganz alten Stücke, „die Gouvernante“, ein neues, ganz artiges und sehr komisches kleines Theaterstück zusammen. Er selbst spielte die Gouvernante sehr gut; Wedel einen sehr komischen Liebhaber; der Regierungsrath Schardt seinen Bedienten; die Gräfin Bernsdorf, Thusnelda, ich und die kleine Schardt in machten die Untergebenen der Gouvernante, die sich zu Ende des Stückes verliebt und ihren Zöglingen dadurch alle

Freiheit läßt, ihre Unarten auszutoben. Dieses Alles spielten wir nur sehr geheim, und an einem schönen Nachmittage ließ ich meine Kinder, die Herzogin, den Kammerherrn von Seckendorf und Goethen herankommen und wir spielten zu großem Gaudium aller Anwesenden, wie das Alles auf dem den Tag vorher schon gedruckten Zettel zu lesen."

Goethe verherrlichte diese Hoffeste; „er gab seine Hand her, den Kreis zu treiben“, aber er ging nicht in diesem äußerlichen Treiben auf, sondern wußte sein geistiges Leben in einen „innern Knoten zusammenzuknüpfen.“ Er suchte häufig die Einsamkeit, um sein Glück nur mit sich selbst zu genießen, und in diesem Sinne konnte er an Knebel schreiben: „Ich unterhalte Dich von nichts als Lust. Inwendig sieht's viel anders aus, welches Niemand besser als wir andre Leib- und Hofmedici wissen können.“

Zuweilen fehlte es nicht an tollen Streichen bei jenen Aufführungen. Ein Schauspieler, der sich bei einem Dialog aus dem Stegreif zu breit machte und nicht aufhören wollte, wurde zuletzt mit Gewalt fortgeführt. Ein anderes Mal, als ein sächsischer Rittmeister, der im „Eifersüchtigen Chemann“ die Rolle des erkrankten Herrn von Einsiedel übernommen hatte, auf der Bühne ins Stocken gerieth, sein Stichwort nicht brachte und selbst auf Vertuch's Dolchstoß nicht fallen wollte, wurde er auf Goethe's Rath von hinten glücklich zu Falle gebracht und von handfesten Statisten schnell bei Seite geschafft.

Wenn Goethe seinen „Werther“ und sich selbst in einzelnen Possenstücken arg mitnahm, so sollten sich auch Andere etwas gefallen lassen. In der Posse „Orpheus und Eurydice“ von Einsiedel, zu welcher Seckendorf, des komischen Effekts wegen, eine unpassende Musik componirt hatte, wurde die Arie: „Weine nicht, du meines Lebens Abgott“, aus Wieland's „Alceste“ auf die heiterste, aber auch lächerlichste Weise dadurch parodirt, daß man sie mit dem Poffhorn begleitete und der Sänger an ganz ungeeigneten Stellen lange Triller anbrachte. Bode spielte in dieser Posse den Pluto, Aulhorn den Charon, die Gräfin Bernsdorf die Proserpina. Die letztere Rolle hatte Goethe, wie er später gestand, „freventlich“ eingeschoben. Es wurde ein Lied an den Mond gesungen:

Du gedrechselte Laterne
Ueberleuchtest alle Sterne
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägst du der Sonne mildesten Glanz.

Wieland verließ erzürnt — wie man sagte, sogar mit lautem Schrei —

die Gesellschaft und äußerte sich bald darauf über diesen Streich in einem Briefe: „Was mir leid thut, ist, daß jede Poliffonerie, die man zu Weimar oder Ettersburg ausgehen läßt, Gott weiß durch welche Kanäle in die weite Welt dringt. In Kurzem wird sie auch von der Ehre instruiert sein, die mir zu Ettersburg erzeugt worden ist; nämlich, daß in einer Farce, Orpheus und Euridice genannt, die Arie „Weine nicht, o meines Lebens Abgott“ aus meiner „Alceste“ auf die allerlächerlichste Art, die sich denken läßt, parodirt und dem Hohnlachen einer sehr zahlreichen Versammlung preisgegeben worden. So sind wir nun hier! Der unsaubere Geist der Poliffonerie und der Frage, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delikatesse, alle Zucht und Scham. Ich gestehe, daß ich's müde bin, und ich glaube, die Absicht ist, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, davonzuflihen.“ — Goethe aber vermerkte diesen Abend harmlos in seinem Tagebuch mit den Worten: „Trieben unter uns, nachdem die Damen retirirt waren, viele Thorheiten“, und an Frau von Stein schreibt er über diese Angelegenheit: „Ein lustiger Streich ist mit Wieland passirt; es geht doch nicht närrischer her, als wo Menschen beisammen sind.“ Wieland mußte sich um so mehr gekränkt fühlen, als er auf seine „Alceste“ ein besonderes Verdienst in Anspruch nahm und die Schweitzer'sche Composition über Alles pries; und nicht mit Unrecht, denn, nachdem seit beinahe zwei Jahrhunderten das ernste deutsche Singspiel durch die Italiener verdrängt worden war, war dieses Stück die erste neue Oper, deutsch gedichtet und deutsch componirt.

In solchen „nicht schonenden launigen Momenten“ fand auch die Kreuzerhöhung von F. G. Jacobi's „Woldemar“ statt. Goethe, der einen „trunkenen Grimm“ gegen des Freundes eigenthümlichen Hochmuth und Dichterstolz empfand, las unter einem Eichbaum Einiges aus dem verdammlich befundenen Buche vor, parodirte den Schluß der Art, daß den Woldemar der Teufel holte, stieg dann auf den Baum und hielt eine geistvolle Standrede gegen das Buch, worauf Merck — den Böttiger nennt — letzteres mit den beiden Enden der Deckel an die Eiche nagelte und die Blätter im Winde flattern ließ. Dieses abschreckende, hochnothpeinliche Halsgericht soll unter dem Baum bei der Einsiedlerhütte vollzogen worden sein, den Fall noch als einen „majestätischen Baum“ kannte; nach den Verwüstungen der Zeit und der Blitzstrahlen ist jetzt nur noch ein mit Schmarotzerpflanzen bedeckter Stumpf davon übrig geblieben, den man sorgfältig mit den

alten Bindenstücken bekleidet hat, worauf auch die eingeschnittenen Namen Herder, Gleim, Wieland, Lavater, Goethe schon unleserlich geworden sind. Die Einsiedlerhütte, rechts vom Schlosse gelegen, ist jetzt von jungem, schlankem Buchenholz umgeben.

So verfloßen in Ettersburg die jungen Tage der Lustigen von Weimar. Später, als der Sinn sich vorzugsweise dem Ernsten und Wissenschaftlichen zuwendete, wurde Ettersburg auch zu Studien benutzt. Goethe vermerkt seine physikalischen Versuche, die er daselbst mit dem Elektrophor angestellt, und in seiner „Meteorologie“ berichtet er: „Erst als Seine Hoheit der Großherzog einen eigenen Apparat zur Meteorologie auf dem Rücken des Ettersbergs errichten ließen, machten Höchstdieselben mich aufmerksam auf die von Howard bezeichneten und unter gewisse Rubriken eingetheilten Wolkengestaltungen.“

Von Denstädt, einem Thüringer Schwefelbrunnenort, wo er auf einer Reise nach dem Mutterlande, durch ein böses Omen bestimmt, sitzen blieb, lenkte er oft die Blicke nach dem waldigen Berge. „Fast bei allen Excursionen“, schreibt er 1816 in den „Tag- und Jahreshften“, „hatten wir die Rückseite des Ettersberges vor Augen und konnten uns leicht nach Hause denken.“ War ihm doch, wie nur wenigen Glücklichen, vergönnt, ein volles, reiches Menschenleben lang in ruhigem Wohnsitz zu weilen und mit dem Auge der Altersweisheit dieselben Stätten zu beschauen, welche Zeugen seiner jugendlichen Entwicklung gewesen waren! — —

In Weimar war Quartier für die preussischen Truppen bestellt worden. Auf dem Bahnhofe entluden sich die Waggons von den Landwehrmännern des 20. Infanterie-Regiments; starke Abtheilungen stämmiger Gestalten im mittleren Mannesalter mit gebräunten Gesichtern, bei denen langjährige Arbeit und Tagesmühe die straffe preussische Haltung, die der Landwehrmann im Gefühl seiner Waffenkundigkeit auch nicht anstrebt, einigermaßen verwischt hatten. Die Station war mit einem Piket besetzt, auf dem Dach des Bahnhofgebäudes waren Posten ausgestellt, welche unaufhörlich nordwärts in das Land hinauslugten.

Die angemeldeten Quartiere wurden nicht benutzt. Raftlos ging es durch die Stadt, die Höhe des Ettersbergs hinauf.

Ich wollte mich in meinen „Goestudien“ nicht stören lassen und, unbeirrt durch das Kriegsgetöse, die klassischen Stellen des Ettersburger Parks besuchen. Zu beiden Seiten der Chaussee, auf der ich dahin schritt, dehnten sich üppige, eine reiche Ernte versprechende Korn-

felder aus; die Lerche erhob sich, kühn wie das Herz der Jugend, mit freien Schwingen zu den lustigen Höhen; Alles erschien reich, gesegnet und in der Fülle des Friedens. Aber die wenigen Menschen, die mit mir wanderten, mochten dasselbe Gefühl empfinden, wie ich: diese reizende Landschaft war nur die fertige Staffage zu einem werdenden Schlachtengemälde, nur eines jener trügerischen Guckkastenbilder, wie sie die Natur dem entzückten Optimisten bietet.

Beim Eingange zum Gehölz, welches die Höhe meilenweit krönt, lagerte die erste Feldwacht; von nun an wiederholten sich die Feldposten in kurzen Entfernungen.

Als ich das Schloß Ettersburg sah, war es ganz still in den Räumen und Waldungen; ein fröhliches Banket, welches man zur Feier des großherzoglichen Geburtstags vorgerichtet hatte, war abgesetzt worden; der Park, der Tummelplatz Goethe'scher Jugendlust, war vereinsamt; in der Umgebung lagerten zahlreiche preußische Feldposten, ebenfalls still und spähend, denn es galt, eine Abtheilung hannoverscher Truppen, die ihren Rückzug nach jener Gegend gerichtet haben sollte, zur Capitulation zu nöthigen oder zu zersprengen. Ich ließ mich durch einen herrlichen Laubwald nach der Hottelstädter Ecke führen: dort, aus dem Gehölz tretend, erhält man plötzlich einen entzückenden Blick in ein unabsehbares Thal; eine Menge thüringischer Ortschaften liegen vor uns, rechter Hand in der Ferne gewahrt man die Spitzen des Erfurter Doms. Von dort kam Goethe mit Merck, dem er entgegengeritten war. Es war früh morgens, am 31. Mai 1779. Hier an dieser Ecke hielten der Herzog, die Herzogin, Wieland und Einsiedel, den gefeierten Gast und seinen Geleiter empfangend. Jetzt stand ein einsamer Schäfer an dieser klassischen Stelle, der mir erzählte, daß so eben eine preußische Streifpatrouille vorübergekommen sei.

Auf der Rückkehr, wobei ich die Chaussee vermied, fand ich die Dörfer von Truppen besetzt; auf der Landstraße wurden Alle, die von Weimar kamen und keine besondere polizeiliche Legitimation bei sich führten, zurückgewiesen. Indessen blieb es bei einem freundlichen Verkehr; die Bürger und Bauern plauderten mit den fremden Okkupanten und betrachteten ihre Waffen, auch das schöne Geschlecht schmiegte sich schon an die bewaffnete Kraft; Amor, den ich in Tiefurt die Nachtigall hatte füttern sehen, sah ich hier mit dem Büdnadelgewehr spielen. Mir fielen Goethe's Worte in der Zueignung an den Prinzen R. v. S. W. ein:

Und preußische Schaaren allzumal
Zertrappelten uns Berg und Thal.

X.

Belvedere.

Schloß Belvedere in der Abendsonne.

Erleuchtet außen hehr vom Sonnengold,
 Bewohnt im Innern traulich, froh und hold.
 Erzeige dich dein ganzes Leben so:
 Nach außen herrlich, innen hold und froh.

Mit diesen Worten verleiht Goethe dem hübschen Schlosse den Werth einer Lebens-Devisen. In der Abendsonne Glanz nimmt es sich gar stattlich aus mit seinen grünen Kuppeln. Das in italienischem Styl ausgeführte zweistöckige Hauptgebäude im Hintergrunde besteht aus drei Theilen: die Mitte, sieben Fenster in der Front, tritt vor den beiden gleichlaufenden Flügeln hervor; das hohe Frontispice wird von vier Säulen getragen und von einem Thurme überragt; die beiden Flügel sind je von gleicher Breite mit dem Mittelgebäude, analog ausgeführt und enthalten eine Durchfahrt nach dem Garten, dessen frisches Laubwerk hervorschimmert; auf der Ecke jedes Flügels ruht ein Kuppelthurm. Vor dem Schlosse befindet sich ein kreisrunder Rasenplatz mit einem Springbrunnen und einer Säule, welche eine Vase trägt. Auf jeder Seite dieses geräumigen Vorplatzes stehen in luftigen Zwischenräumen zwei Nebengebäude, auf beiden Seiten übereinstimmend, die Fronte dem Platze zugekehrt und in senkrechter Richtung auf die Front des Hauptgebäudes, das vordere mit hohem Doppeldach und Thurm, vor der Thür eine von Laubwerk umrankte Rampe; das andere schmucklos, mit schrägem Dach.

Die Sommer-Residenz Belvedere liegt eine Stunde südöstlich von Weimar. Die prächtige Doppelreihe von Kastanien, welche sich bis zum Palast erstreckt, ist eine Verlängerung der Marienstraße. Zur

linken Hand fließt die Elm, welche, wenn man am Küchengarten vorübergekommen ist, sich der Allee nähert; vom Park führt auch ein gemundener Pfad, von dem Hauptwege nach dem römischen Hause sich abzweigend, auf die Belvedere-Allee. Zur rechten Hand liegen Steinbrüche und Ackerfelder, die aber durch Tannenpflanzungen dem Blicke verborgen bleiben. Von der Hälfte des Weges steigt der Boden zu einer Anhöhe, welche nach der Elm zu schroff abfällt und nach der Stadt hin zu den reizendsten Partien des Parks umgeschaffen ist. Auf der Höhe liegt das Lustschloß, von herrlichen Parkhügeln umgeben. Am Ausgange des Waldbgartens hat man eine entzückende Aussicht über Oberweimar, den Park, Weimar und den lang gestreckten Ettersberg, südöstlich bis auf die Höhen des Voigtlandes.

Das Schloß Belvedere wurde 1724 von Ernst August erbaut. Karl August ließ sich die Anpflanzungen in dem terrassirten Park angelegen sein. „Die Hölzer,“ — schreibt er im October 1785 an Knebel — „welche ich nun zwei Jahre hinter einander aus England bekommen habe, wachsen in Belvedere ganz vortrefflich; ich hoffe, sie füglich fortpflanzen zu können.“ Und Goethe, der in den ersten zehn Jahren seines Aufenthalts zu Weimar noch seine sentimentale Stimmung hatte, schrieb an die Gräfin Auguste von Stolberg: „Gestern um elf ritt ich nach dem Lustschloß, wo ich hinten im Garten eine Einsiedelei anlege, allerlei Plätzchen darin für arme, kranke und bekümmerte Herzen.“

Die Herzogin Amalie hielt sich auch in Belvedere gern auf, in ihrem Kreise von „guten Menschen,“ wie sie die Edlen nannte, in deren Gesellschaft sie sich so wohl fühlte. So schreibt sie im August 1790 an Knebel: „Ich habe mich auf die Höhe begeben und wohne in Belvedere. Mein Haus in der Stadt und in Tiefurt sind ziemlich beschädigt worden von der letzten Ueberschwemmung, so daß ich weder in dem einen noch in dem anderen wohnen kann. Ich suche mir einen Kreis von guten Menschen zu machen. Herder's, Goethe und Wieland sind fleißig bei mir. Herder wird bei mir wohnen, um hier eine Brunnenkur zu gebrauchen. Der kleine August Herder wohnt bei mir und ist ein liebes und gescheidtes Kind. Mit den Kunstfachen, die ich mitgebracht habe, habe ich mir ein kleines Museum arrangirt.“

An scherzhaften Scenen, wo dann die Herzogin ihren Rang bei Seite setzte, fehlte es auch in Belvedere nicht, und Böttiger erwähnt eines Mondscheinabends, wo Studentenlieder gesungen wurden und Wedel als Jagdjunker sein „Bruder, auf dein Wohlergehn“ intonirte.

Daß die „Lustigen von Weimar“ den Aufenthalt in dem reizenden Schlosse wohl zu schätzen wußten, erhellt aus den Goethe'schen Versen:

„Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort“ u. s. w.

Und zum Schluß:

„Donnerstag lenkt die Verführung
Uns nach Belvedere zurück.“

Auch die Herzogin Luise erwähnte Belvedere zuweilen zu längerem Aufenthalt und Wieland schreibt von ihr an Merck: „Luise, die geliebte, das heißt: die ich lieb habe, weil ich die Zeit her oft zu ihr nach Belvedere komme, fährt glücklich fort, und Gott gebe, daß sie uns einen Messias bringe, der sein Volk dereinst selig mache!“

Im Jahre 1795 räumte der Herzog dem Franzosen Mounier das Lustschloß Belvedere zu einer Bildungs-Anstalt für junge Leute ein, die sich dem Staatsdienste widmen wollten. Dies zeugt von dem vorurtheilsfreien Sinn, den der Herzog auch in der Politik hatte, denn in den Augen der meisten damaligen deutschen Souveraine hätte Mounier nur für einen Sanscülotten gelten können, obgleich die entschiedenen Revolutionaire ihn am Ende doch für einen Abtrünnigen der Freiheit erklärt hatten. Im Jahre 1788 hatte er der Versammlung der drei Stände zu Grenoble als Secretair gedient; die Bitte an den König, die Generalstaaten zu berufen, ebenso das Gesuch um Neckers Zurückberufung war von ihm eingeleitet worden. Seinen Sitz in der National-Versammlung wurde er aber durch die Pöbelherrschaft in Paris bewogen, aufzugeben. Als ein Abtrünniger mit dem Tode bedroht, lebte er flüchtig eine Zeit lang in der Schweiz und kam endlich als Reisebegleiter eines Engländers nach Weimar, wo er gastliche Aufnahme fand. In Bezug auf ihn äußerte Wieland: „Wenn ich überlege, was wir arme Bücherwürmer und Stubenphilosophen für elende Wichte gegen einen solchen praktischen Mann sind, so halte ich es schier für ein Sacrilege, ihm Einwürfe zu machen und zu widersprechen.“ — Mounier schrieb in Weimar mehrere Werke über die französische Revolution und kehrte nach zwölfjähriger Verbannung, auf Grund der Amnestie des 18. Brumaire, nach Frankreich zurück. „Sie sind noch immer der Mann von 1789“ — sagte Napoleon zu ihm. Aber er war nicht mehr derselbe: das Herz war ihm gebrochen durch den Tod der geliebten Gattin, die

nun auf dem Jakobs-Kirchhof in Weimar ruhte; auch er starb früh, in der Blüthe des Mannesalters.

Mounier's Schüler in Belvedere waren größtentheils Vaterlands-genossen des Engländer's Lewis, des bekannten Goethe-Biographen, der nicht zu bemerken unterlassen hat, daß die Weimaraner in dem Gasthause zu Belvedere „schlechtes Bier, bedenklichen Kaffee und abscheulichen Tabak“ genießen. Bleiben doch diese Insulaner, wohin sie sich auch auf ihrer großen Tour versteinen mögen, immer die kleinlichen Cocneys der Welt, die sich stets darüber ärgern, daß anderswo der Kaffee anders als bei ihnen zu Hause schmeckt und die Leute die Backenbärte anders als John Bull tragen; die sich in ihrer verdrießlichen Freude in den majestätischen Parthien der Schweiz über das „schweindumme Volk“ und in dem reizenden Belvedere über das „schlechte Bier und den abscheulichen Tabak“ erzürnen! —

Der Park von Belvedere ist würdig, still, kühl und duftig: eine klassische Stätte. Hier auf diesem mit Orangerien besetzten Plage, von wo man durch die geöffneten Flügelthüren in das blumenduftige Gartenzimmer des Schlosses blicken kann — auf diesem Plage saß Wieland und Rüttmüller tauschte seinen Worten, wie der treueste Jünger den Worten des Jeschuaß. Dort stand das Caroussel, auf welchem die zehn Kinder des Dichters sich erlustigten und jener jetzt riesig emporgeschossene Fichtenbaum war in seiner Jugend ein Zeuge, wie sich auf dem Rasenplaz an seinem Fuße die zahlreiche, frohe Familie des Oberon-Dichters an Kuchen und Champagner erlabte. Hier aber wandelte er auch trübseelig, als er im Sommer 1808 mit seinen Töchtern hier wohnte und, schon gebeugt von dem Hinscheiden seiner freundlichen Herzogin, noch die Nachricht von dem Tode der guten Goehausen erhielt. „Er sieht wohl,“ — schreibt Fernow — „daß das allgemeine Verhängniß ihm nun immer näher rückt.“

In dem Theile des Parks, der an die Landstraße grenzt, liegt ein chinesisches dekorirter Stroh-Pavillon, vielleicht aus einer der Goetheschen Einsiedeleien für kranke Herzen entstanden. Manch stämmige Eiche ladet uns leise rauschend ein, auf dem Bänkechen unter ihrem Laubdache Plaz zu nehmen.

Obgleich an einem Sonntag-Nachmittage, ist es doch so still und geheimnißvoll hier! Es ist, als ob der Kriegslärm alles freudige Leben verschleucht hätte. Ein einsamer Fink schmettert aus einem Baumgipfel. Er kommt vielleicht vom Ettersberge und erzählt seinen Genossen von den blitzenden Waffen und blanken Helmen, die er dort gesehen hat.

Doch nein, es sind Laute der Liebe, süß, klagend, dann leidenschaftlich verlangend. Ich höre jetzt die antwortende Stimme aus der Ferne: gedämpft, anmuthig, zusagend. Es ist die Sprache der Liebe, des Glücks, die Naturlaute der Unschuld, die hier gehört werden; immer bleibe das Getöse der Waffen fern von dieser heiligen Stätte, wo Amaliens „Kreis von guten Menschen“ weilte, von jenen Edlen, welche Deutschland ohne Kanonendonner frei und einig machen wollten.

„Nach außen herrlich, innen hold und froh,“ — wie Goethe sagt, und nun vernehme ich auch des unsterblichen Herders Stimme:

„Je mehr die Menschen Früchte einer nützlichen Thätigkeit kennen und einsehen lernen, daß durch das Kriegsbeil nichts gewonnen, aber viel verheert wird, je mehr die schmähenden Vorurtheile von einer mit göttlichem Beruf zum Kriege geborenen Raste, in der von Vater Kain, von Nimrod und Og zu Befan an Helddenblut fließe, verächtlich und lächerlich werden: desto mehr Ansehen wird der Lehrenkranz, der Apfel- und Palmzweig vor dem traurigen Vorbeer erhalten, der neben dunklen Cypressen wächst und sammt Nesseln und Dornen nur Vaccerten und Bubonen unter sich liebt.

Die sanfte Verbreitung dieser Grundsätze ist das Del und die Arznei der großen Friedensgöttin Vernunft, deren Sprache sich endlich Niemand entziehen kann.“

XI.

Dornburg.

Von Apolda, dem Städtchen, welches uns früher — wie das alte Studentenlied vermeldet — „den gelben Knaster präparirt und recommandirt“ hat, jetzt aber ganz vorzügliche Schlafmützen, Strümpfe und allerhand baumwollene Würfereien verfertigt, wendete ich mich südwärts. In einer der Apoldaer Restaurationen — so nennt man dort die Bierhäuser — hatte ich mit großer Befriedigung vernommen, daß ich nicht zu befürchten hätte, unterwegs mit meinen lieben Landsleuten, dem „Volk in Waffen“, zusammenzutreffen. Und so war es auch. Fröhlich zu Fuß wandernd, sah ich die heiteren Gefilde und Dörfer, durch welche mich mein Weg führte, ohne alle militairische Staffage, ohne die Zuthaten von Pickelhaube und Zündnadelgewehr. Gänzlich ohne kriegerischen Anflug ging es freilich nicht ab: eine ländliche Botenfrau, welche ich einholte, fragte mich, ob ich nichts von den guten thüringischen Landeskindern wisse, welche die Mainzer Festung besetzt halten müßten, und als aus einer Volkengruppe, die sich am östlichen Horizont gelagert hatte, ein dumpfer Donner erdröhnte, fuhr die alte Mutter erschrocken zusammen und meinte, es sei Kanonendonner.

Ich lenkte meine Schritte nach der alten Dornburg, willens, die Stätte zu schauen, wo der greise Dichter-Altmeister in den letzten Lebensjahren sein beschauliches Asyl zu suchen pflegte. Aus der Erinnerung war mir das stattliche Schloß wohl noch bekannt. Ich hatte es vor acht und zwanzig Jahren als Schüler auf einer Turnfahrt von unten her gesehen, als wir in dem im Thale gelegenen Dorfe Dorndorf zur Nachtruhe rasteten. Am frühen Morgen zogen wir weiter und auf die hochgelegenen stattlichen Schloßgebäude, welche das

reizende Saalethal beherrschten, warf ich einen bewundernden Blick, ohne zu ahnen, an welcher klassischen Stätte ich vorüberzog. Unser Turnlehrer und Reiseführer hielt es auch nicht der Mühe werth, uns davon in Kenntniß zu setzen, noch weniger, unsere Schritte hinaufzuleiten, denn bei den echten Jahnbrüdern und Deutschthümlern war Goethe keine Größe, zu deren Stätten zu wallfahrten es sich der Mühe verlohnte.

Die Altdeutschen konnten es ihm nicht verzeihen, daß er an ihrem politischen Rutschbeutel nicht mitsaugen wollte. Dafür suchten sie sich zu rächen und wer von ihnen nicht das Pustfuchens'sche Talent besaß, seine Werke zu persifliren, der versuchte sich an seinem Charakter, ja an seiner persönlichen Erscheinung, an dieser kühn hinschreitenden Göttergestalt mit dem Alles durchdringenden Blick. Von ihm, welchen die Zeitgenossen, die ihn als „Drestes“ bewundert hatten, für den schönsten Mann erklärten, behauptete sogar Vater Arndt, er habe zu kurze Beine gehabt, und die Jupiterstirn, welche den großen Künstler David von Angers entzückte, entblödete sich dieser biederbe deutsche Altvater nicht, mit einer Eselsstirn zu vergleichen.

Indem ich mich aber aus meiner Jugendzeit des herrlichen Thals, des schlängelnden Flusses und der grünenden Höhen noch recht lebhaft jetzt erinnerte, mußte ich mich wundern, daß die Ebene, durch welche ich schritt, so weit mein Auge reichte, noch keine Anzeichen von jener reizenden landschaftlichen Abwechslung ahnen ließ; und so blieb es denn auch, bis ich das Schloß und das harmlose dorfsähnliche Städtchen mit kaum hundert Häusern dicht vor mir sah; das reizende Thalland erblickt man erst, wenn man dicht an den äußersten Rand der 250 Fuß hohen, schroff in das Thal hinabfallenden Felswand tritt.

Das Städtchen war vor zwölf Jahrhunderten als Grenzveste gegen Sorben und Wenden erbaut worden und seine Kirche, von Bonifacius gegründet, gehört zu den ältesten Thüringens. Im dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viel von den Kroaten zu leiden und 1717 brannte der größere Theil ab. Das obere nördliche Schloß mit seinen rebenumrankten Erkern und schiefergedeckten Thürmchen war zur Zeit der sächsischen Kaiser eine kaiserliche Pfalz. Von hier entführte der thüringische Graf Werner die schöne Luitgarde von Meißen, die Verlobte des Kaisers Otto III., während ihre Hüterin, die Abtissin von Quedlinburg, hier in Vertretung ihres kaiserlichen Neffen einen Reichstag abhielt. Ein anderer Reichstag hatte hier unter

Heinrich II. Statt. Später kam die Burg an den Schenken von Barga, gelangte dann in Besitz des Grafen von Schwarzburg und wurde um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Lehen der thüringischen Landgrafen. Das kleinere zweistöckige, südwärts gelegene Schloß in der Mitte, ein italienischer Palast auf gewaltigem, viereckig vorspringendem Unterbau, wurde erst von Ernst August im Laufe von 20 Jahren erbaut und 1748 vollendet. Es gewährt von den herzoglichen Zimmern aus eine entzückende Aussicht und ist an der Vorderseite mit einem Rosenstock geziert. Unterhalb desselben befindet sich eine Grotte, die ebenfalls eine Aussicht in die reizende Landschaft gestattet und wegen der originellen Verzierungen in Thon, welche der Großherzog von einem künstlerisch begabten Töpfermeister ausführen ließ, sehenswerth ist. 1818 tagte in diesem Schlosse der erste Weimariſche Landtag. Im Frühjahr 1824 wurde auf Karl August's Befehl das unmittelbar an den Schloßgarten grenzende Rittergut, dessen Besitzer, Stomann, gestorben war, von der großherzoglichen Kammer angekauft.

Dornburg liegt etwa in der Mitte zwischen Jena und Camburg, auf dem linken Ufer der Saale, welche sich durch ein breites Wiesenthal schlängelt, auf einer Seite von zerklüfteten Felsen, auf der andern von angebauten Höhenzügen überragt.

Der Schloßgarten zeigt im Hochsommer mit seinen Rosenterrassen und Rosenlauben eine unvergleichliche Pracht von vielen Tausenden der duftigsten, edelsten und seltensten Blüten.

Als ich an den reichen Weinspalieren vorüber, unter blühenden Rosenlauben und edlen Obstbäumen hinschreitend, auf einer der mit eisernen Geländern eingefassten Terrassen dicht an den Rand des Felsens trat und der köstlichen Fernsicht genoß: über das grünende Thal, den rauschenden Strom mit seinen Schlangenwindungen, die freundlichen Dörfer, Weinberge, Kornfelder und Waldungen, da fühlte ich unbeschreibliche Wonne, die sich auch nur annähernd durch Goethe's eigene Worte wiedergeben läßt. Er schreibt, das Ganze ausführlich schildernd, an Herrn v. Beulwitz: „Da sah ich vor mir, auf schroffer Felsenkante, eine Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig-weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiserlichen Pfalztagen umschließend, nicht weniger genugsame Räume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf starken Mauern zu Schutz und Trutz. Dann folgen später hinzugesellte Gebäude, haus-

hälterischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes gewidmet. Die Augen auf sich ziehend aber steht weiter südlich, auf dem solidesten Unterbau, ein heiteres Lustschloß neuerer Zeit, zu anständiger Hofhaltung und Genuß in günstiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das südlichste Ende des steilen Abhanges finde ich zuletzt das alte und auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut, welches mich so gastfreundlich aufnahm. Auf diesem Wege nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwischenräume einer steil abgestuften Lage gemäß, durch Terrassengänge zu einer Art von auf- und absteigendem Labyrinth architektonisch auf das Schicklichste verschränkt worden; indessen ich zugleich die sämmtlichen über einander zurückweichenden Lokalitäten auf das Vollkommenste grünen und blühen sah. Weithin gestreckte, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinberge, aufwärts an Mauergeländern üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zusagenden Traubenbüscheln, hoch an Spalieren sodann eine sorgsam gepflegte, sonst ausländische Pflanzenart, das Auge mit hochfarbigen, am leichten Gezweige herabspielenden Glocken ergötzend. Ferner vollkommen geschlossen gewölbte Laubwege, einige in dem lebhaftesten Flor blühender Rosen höchlich reizend geschmückt; Blumenbeete zwischen Gesträuch aller Art. — Von diesen würdigen landesherrlichen Höhen sah ich ferner in einem anmuthigen Thale so Vieles, was dem Bedürfniß der Menschen entsprechend, in allen Landen weit und breit sich wiederholt. Ich sehe zu Dörfern versammelte ländliche Wohnsitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen gesondert; einen Fluß, der sich vielfach durch Wiesen krümmt, wo eben eine reichliche Heuernte die Emsigen beschäftigt. Wehr, Mühle, Brücken folgen auf einander; die Wege verbinden sich auf- und absteigend. Gegenüber erstrecken sich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die steile Waldung hinan, bunt anzuschauen nach Verschiedenheit der Aussaat und des Reifegrades. Büsche, hie und da zerstreut, dort zu schattigen Räumen zusammengezogen, reihenweise, den heitersten Anblick gewährend, große Anlagen von Fruchtbäumen, sodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünschenswerthes abgehe, mehr oder weniger aufsteigende, alljährlich neu angelegte Weinberge."

In gleichem Sinne schreibt er im Juli 1828 an seinen Freund Zelter:

„Ich weiß nicht, ob Dornburg Dir bekannt ist; es ist ein Städtchen auf der Höhe im Saalthale unter Jena, vor welchem eine Reihe von Schlössern und Schloßchen, gerade am Absturz des Kalf-

flözgebirges, zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern her; ich bewohne das alte neu aufgeputzte Schloßchen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohl unterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen und unter meinem Fenster sehe ich einen wohl gediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem besten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ und an dessen Ergrünung er sich die letzten Pfingsttage noch zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt und die Malven, und was nicht Alles, blühend und bunt, und mir erscheint das Alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde." Und bald darauf an denselben. „Hier bin ich nun schon in der dritten Woche unter dem Einfluß eines wahrhaften Lusthauses. Die ganze Anlage, durch Jahrhunderte her, erst aus Noth, dann aus Verstand, zu sinnlicher Lust mit Sinn und Geschmack angelegt und in den letzten Jahren durch die Acquisition eines nachbarlich am Ende der Felsreihe gelegenen Freigutes, wo ich jetzt wohne, erweitert. Hier fragt sich's gar nicht, ob man lustig ist oder sein will, das Ganze ist heiter, munter, verständig, schön, weitläufig und doch übersehbar. Ich erinnere mich recht gut, daß Du mir von Deinem Entzücken über das Saalthal von Naumburg bis Jena mittheiltest, auch gedenk' ich Deiner vom Anfang an im Besten. Die Terrassen sind, als herrschaftlicher Garten seinen Gebieter jeden Augenblick erwartend, sorgfältig rein und gepflegt, alle Sommerblumen blühen aufs munterste, und die Traubengeländer hängen so voll, daß man darüber zu erstaunen hat.“

Nach einem Regen schildert er die liebliche Natur mit den Worten: „In dem Augenblicke, da die Atmosphäre in einen ruhigen Zustand zurückkehrt, sind die weiten und breiten Wiesen auf- und abwärts wirklich blendend grün. Der Fluß schlängelt sich ganz gemüthlich um die Berge gegenüber, oben mit Wald, tiefer herab mit Büschen; und Alles, was sonst Recht hat, grün zu sein, steht klarfarbig und gewaschen. Die Weinberge nehmen sich hoffnungsvoll aus, die Sonne tritt, zum Niedergange sich neigend, wie gewöhnlich nochmals hervor; da wollen und müssen wir denn Alles gelten lassen.“

Im Herbst giebt er demselben Freunde eine ähnliche Schilderung: „Ich fuhr mit einem Freunde ins Thal hinab und über die Dir bekannte Brücke auf das rechte Ufer. Wir erstiegen, zwischen Wiesen, Feldern und Weinbergen, eine Höhe, wo wir die Saale unter uns,

sobald auch Thal auf- und Thal abwärts durch eine fruchtbare Gegend sich krümmend, überschauen konnten. Im Süden war Jena deutlich zu sehen.

Das Ganze in anmuthiger Beleuchtung. Die Dornburger Schloßreihe, mit ihren Hintergebäuden auf der aufsteigenden Stadt, auf den schroffen Felsenmassen, Alles im Schatten, sah wirklich ganz ernsthaft und anständig aus; indessen wir hüben im Sonnenscheine unsere Seite rechts und links beschauen konnten.“

Eckermann, welchem Goethe im Jahre 1831 die von Coudray gezeichnete Thür des Dornburger Schlosses nebst jenem Briefe an den Obersten von Beulwitz vorlegte, äußert über den Letzteren: „Ich hatte von diesem Briefe viel im Publicum reden hören und es war mit nur sehr lieb, daß Goethe ihn mir heute vorlegte. Ich las ihn mit großem Interesse und hatte daran zu bewundern, wie er die Localität des Schlosses sowohl, wie das untere Terrain im Thale benutzte, um daran die größten Ansichten zu knüpfen, und zwar Ansichten solcher Art, um den Menschen nach einem erlittenen großen Verlust durchaus wieder aufzurichten und auf die frischesten Füße zu stellen. Ich war über diesen Brief sehr glücklich, indem ich für mich bemerkte, daß man nach einem guten Stoff nicht weit zu reisen braucht, sondern daß Alles auf einen tüchtigen Gehalt im Innern des Dichters ankomme, um aus den geringsten Anlässen etwas Bedeutendes zu machen. Goethe legte den Brief und die Zeichnung in eine besondere Mappe zusammen, um Beides für die Zukunft zu erhalten.“

Eine Ansicht von Dornburg, von Kaiser gemalt, findet sich unter den heimischen Gegenden, welche einen Salon im Residenzschlosse zu Weimar zieren. Goethe schickte an Zelter ein Kupferblatt, das er zwar nicht rühmen wollte, doch — schreibt er — gäbe es einen schnelleren Begriff als alle Beschreibung. „Weiter gehen nun aber meine Kräfte nicht, Dich mir näher zu bringen“ — fügt er hinzu — „und so vollführe, was noch zu wünschen ist, durch Neigung und Einbildungskraft. Es giebt noch hübschere Darstellungen von Dornburg, die aber jetzt nicht in meinem Bereich sind.“

Dornburg war schon die Stätte Goethe'scher Jugendlust. Schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts zu Weimar zog er sich hierher in die liebliche Einsamkeit zurück, wenn er es müde war, bei Hoffesten „den Kreisel zu treiben“ und am Lärm des Mikrokosmos theilzunehmen. Auch der Herzog fand sich hier mit ihm zu freundschaftlicher Beschaulichkeit zusammen. Karl August schreibt 1775 von Gotha aus an den

Freund: „Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen und das zwar mit Dir!“ Niemer deutet eine colorirte Zeichnung Tischbein's auf dieses schöne und wahre Freundschaftsverhältniß: „Im Meer die Sonne untergehend, zwei Jünglingsfreunde, an einander traulich gelehnt, auf einer Höhe stehend, von den letzten Strahlen beleuchtet, überschauen die reiche Gegend und erquickten sich mit einander.“ — Die ersten Akte der Iphigenie, vor ihrer Vollendung in Italien, wurden hier gedichtet. Aus Apolda schreibt Goethe 1779 an Knebel, dem er die Rolle des Königs Thoas zugebracht hatte: „Ehrlicher alter Herr König! Ich muß Dir gestehen, daß ich als ambulirender poeta sehr geschunden bin, und hätte ich die Paar schönen Tage (den 3. 4. und 5. März) in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schloßchen nicht gehabt, so wäre das Ei, halb angebrütet, verfault, denn von hier sehe ich keine gute Hoffnung. Es machen mich den ganzen Abend ein Paar Hunde toll, die ich mit Befehl und Trinkgeldern nicht stillen kann.“ Am 2. März desselben Jahres schreibt er aus Dornburg: „Das Stück (Iphigenie) formt sich und kriegt Glieder. Morgen habe ich die Ausloosung; dann will ich mich in das Schloß sperren und einige Tage an meine Figuren hofseln. Ich leb' mit den Menschen dieser Welt, und esse und trinke, spaße auch wohl mit ihnen, spüre sie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrückt seinen Gang. Noch habe ich Hoffnung, daß, wenn ich am 11. oder 12. nach Hause komme, ein Stück fertig sein soll. Es wird immer nur Skizze; wir wollen dann sehen, was wir ihm für Farbe auflegen.“ —

Es war seitdem mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, als Goethe wieder zu längerem Verweilen auf der Dornburg eintraf: es war am 7. Juli des Jahres 1828. Wie anders schritt der Herr jetzt einher, als damals, da er hier an der Iphigenie dichtete! Nicht mehr mit Adlersflügeln des Jugendmuthes schwebte er dahin: mit dem festen, sichern, doch bedächtigen Schritte eines hochbetagten Weisen, das ergrauende Haar noch kräftig emporgerichtet, das braune, forschende Auge sinnig aufgethan, so ging er einsam in den belanbten Gängen, sein viel bedeutendes „Hm! hm!“ vor sich hinbrummend. Er trug sich jetzt mit dem „Faust“, aber die Hoffnung, die Fortsetzung dieser Dichtung zu geben, wurde, wie er schreibt, „durch diese Ereignisse“ vereitelt. Es war aber eigentlich nur ein Ereigniß: der Tod seines fürstlichen Freundes. Im römischen Hause, das er Jenem als Sommer-

sitz erbauet, hatten sie den Sterblichen bestattet und er kam nun hierher, „um jenen düstern Funktionen (den Exsequien) zu entgehen, wodurch man, wie billig und schicklich, der Menge symbolisch darstellt, was sie im Augenblick verloren hat.“ Apollo wendet sich, wie die Alten berichten, von dem Anblick der Wunden und Leiden ab; auch die unsterblichen Götter mögen nichts schauen, was die sterblichen Menschen an den Tod gemahnt. So wick auch Goethe jedem memento mori aus und umschrieb auch die gewöhnliche Bezeichnung leiblicher Vergänglichkeit. Jenes Ereigniß jedoch schmerzte zu tief und er konnte nicht umhin, seinem mitfühlenden Zelter zu gestehen: „Das wäre hier ganz bequem und behaglich, erschiene nicht sogleich im Hintergrunde der düstere Katastroph, der alle Betrachtungen aufregt, die der Mensch in heiterer Stunde mit Recht beseitigt.“ Er konnte seine Thränen nicht zurückhalten, als der Schloßwärter ihn weinend auf sein Zimmer geleitete. „Ja, Sie weinen“, sprach er zu diesem, „ich weiß, warum Sie weinen; Sie haben auch viel an unserm gutem Großherzog Karl August verloren.“ Die Großfürstin Marie Paulowna schickte Goethen eine tröstende Zuschrift. Man fühlte allgemein, wie hart der greise Dichter getroffen worden war und Graf Sternberg, mit welchem Goethe seit langen Jahren in gemeinsamen Forschungen übereinstimmte, drückte dies in Erwiderung der Trauerbotschaft mit den bezeichnenden Worten aus: „Mit welchem herben Gefühl über den Wechsel der Dinge wurde nicht das „Pentazonium Vimariense“ aufgerollt, an dessen Stelle nun ein Katastroph die Trauer eines ganzen Landes ausspricht! Den tiefen Kummer des verehrten Freundes zu schonen, bis der kraftvolle Geist sich, über den Sturm der Zeit und das allgemeine Trauergefühl Weimars erhoben, in seiner ganzen Energie wieder hergestellt haben würde, schien Stillschweigen für den ersten Moment geboten, doch länger soll das Gefühl der ferneren Verehrer des Verbliebenen nicht vorbehalten werden. Auf den 14. Juli war bereits ein Quartier in Teplitz bestellt, um das im entwichenen Jahr verfehlt Wiedersehen zu beglücken, als eben daher die unerwartete Trauerbotschaft eintraf. Nicht die Freunde und Verwandten, nicht das ganze Land allein hat einen schmerzlichen Verlust erlitten, ganz Deutschland muß sich an dieser Bahren erinnern, welche Geistesentwicklung, welche Förderung der Wissenschaften unter der begünstigenden Regierung dieses Fürsten von Weimar ausgegangen ist, und in die allgemeine Trauer des Landes einstimmen; doch wer könnte dies besser beurtheilen als der verehrte Freund, der alle Phasen dieser langen und merkwürdigen Regierung

getheilt und an allem Großen und Guten, das sie bewirkt, den größten Antheil genommen hat?" Goethe erwidert darauf: „Jenen höchst traurigen Weimariſchen Tagen zu Ende Juni ausweichend, befand ich mich auf den heitern Höhen von Dornburg, als ein trostreiches Schreiben, datirt Brzezina den 5. Juli, bei mir eintraf. Fürwahr trostreich, denn bei so großem Verluste ist es höchst aufrichtend, erinnert zu werden, was von Gutem, Vorzüglichem und Schätzbarem uns noch übrig bleibt.“ — Aber nicht bloß der Katafall im Hintergrunde schreckte ihn, sondern er fürchtete auch, merkwürdiger Weise, die Verlassenheit des Alters, denn jenen Brief von Kaspar von Sternberg schließt er mit den Worten: „Ich füge noch die Bitte hinzu, von dem Zustande des hochverehrten Freundes mich nicht unberührt zu lassen, damit die Einsamkeit, womit das Alter bedacht ist, in ihrem hohlen furchtbaren Wesen nicht fortschreitend herandringe.“

Doch war Goethe in jenen Tagen selten allein auf der Dornburg; es fehlte nicht an lieben Besuchen. Ottilie von Goethe, die Schwiegertochter, besuchte ihn wöchentlich zwei auch drei Mal mit ihren Kindern; sein Sohn, der Kammerrath, kam gewöhnlich in Begleitung des Landdirectionsrathes Töpfer; Eckermann, Kanzler von Müller, Legationsrath Weller und andere Jenaische Freunde erschienen oft; auch reisende Engländer, darunter die jungen Herzöge Arthur Richard und Charles Wellesley von Wellington fanden sich ein und der Mittagsstisch war fast täglich von sechs bis zehn Personen besetzt. „Doch will ich hier bemerken, — schreibt Goethe an Zelter — daß mein Aufenthalt auch dadurch angenehm ist, daß ich zwar vor jedem An- und Ueberlauf sicher bin, die Jenaischen Freunde aber bei sehr gutem Weg nur ein Stündchen hierher haben; da sie sich denn mit einer leichten Erfrischung begnügend, nach angenehmer Unterhaltung wieder zurückgeben. Auch von Weimar aus sind sie schon früh ausgefahren, haben den Mittag froh bei mir zugebracht und sind abends wieder zurückgekehrt; man braucht immer vier Stunden zur Fahrt.“ — Die freundliche Aufforderung des Großherzogs Karl Friedrich, in seine eigenen Zimmer im mittleren Schlosse zu übersiedeln, lehnte Goethe bescheiden ab und behielt sich nur vor, die hochgestellten Personen, die bei ihm vorsprächen, dort zu empfangen.

Karl August hatte seit dem Jahre 1825 das sogenannte Wappenzimmer im Erdgeschoß, die Großherzogin Luise die höchst einfach ausgestatteten Zimmer im zweiten Stockwerk des mittlern Schloßes bewohnt. Goethe's Wohnung lag im dritten, kleinsten Schloßchen, am

südllichen Ende des Felsenhanges, auf der Seite nach Jena zu gelegen. Ueber dem Eingange des Hauses findet sich eine, mit der Jahreszahl 1608 bezeichnete lateinische Inschrift, welche lautet:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His qui praetereunt, det bona cuncta Deus!

nach Goethe's Uebersetzung:

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehst du als Wanderer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Goethe, wie er an den Kammerherrn von Beulwitz schreibt, fand in diesen schönen Distichen den Wahlspruch seines „verewigten Herrn, welcher nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war, als für sich selber, der, wie der Anordner jener Inschrift, weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte, als Derjenigen, welche da zu beherbergen, mit Gunst zu verabschieden oder vorbeigehend zu begrüßen wären.“

Im Andenken an den Geschiedenen, schildert er Zelter seine Wohnung: „Seit funfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit Ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Seele tritt. Das Aeltere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene (eben das Schlößchen, das ich bewohne, ehemals ein Privateigenthum) mäßig und schicklich eingerichtet, durch anmuthige Berggänge und Terrassen mit den früheren Schloßgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn sie keinen übertriebenen Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie und Aengstlichkeit zu leisten verpflichtet ist, alles vollkommen, Anlage wie Flor.“ „Dein Freund“ — schreibt er an anderer Stelle demselben — „dictirt Gegenwärtiges hinter den letzten, ins Unsichtbare verschwindenden Fenstern des kleinen Schlößchens am letzten Felsende linker Hand; es ist eben dies von der Herrschaft erst kurz acquirirte Privat-Erblehngut.“ „Blicke Du immer einmal wieder auf dem Kupferstiche nach dem letzten winzigen Schlößlein links und nimm es gut auf, daß der Freund, von bösslichem Regen umsaugt, seine Gedanken zu Dir wendet.“ „Wenn ich hinunter nach dem Schieferhofsche, gedenke ich Dein, das Fensterchen erblickend, woran Du magst vor Zeiten gefessen haben.“ Die letztere Briefstelle bezieht sich auf Zelter's Besuch der Dornburger Gegend vor seiner Bekanntschaft mit

Goethe, dessen er in seinem Briefe vom 27. Juli mit den Worten gedenkt: „Schönen Dank für das angenehme Kupferblatt, das Du mir nicht zu rühmen brauchst. Unten an der Brücke sehe ich das Wirthshaus, wo ich im Winter 1801 mittags, hungrig wie ein Wolf, eintrat und gutes Essen fand. Ich ließ mir einen Tisch ans Fenster setzen und indem meine Kinnbacken und Zähne in emsiger Arbeit waren, spazierte mein Augenpaar auf dem wohl beleuchteten Felsen umher. Hätte ich damals errathen, was ich uimmermehr erhofft habe und nun so vollauf genieße — doch still mein Herz, du sollst nicht prahlen! unsre Götter aber sind die rechten und das ist wieder gut.“

Während seines Aufenthalts auf der Dornburg im Jahre 1828 unterließ Goethe wohl nicht, am zweiten Theil des Faust und an den „Wandergesellen“ zu arbeiten. „Also“ — schreibt er im August an Rnebel — „sitz ich hier auf dieser Felsenburg, von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend; den Tag über in grenzenloser, fast lächerlicher Thätigkeit. Es sähe prahlerisch aus, herzurechnen, wie viele Alphabete ich gelesen und wie viele Buch Papier ich verdictirt habe.“

Vorzugsweise beschäftigte er sich jedoch mit den Naturwissenschaften, wie er auch Zelterern vermeldet: „Damit Du aber wissest, wie Dein Freund, auf einem lustigen Schloß, von wo er ein hübsches Thal mit flachen Wiesen, steigenden Aeckern und einer bis an die unzugänglichen steilen Waldränder sich erstreckenden Vegetation übersieht, wie er daselbst diese langen Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zubringt, will ich Dir vertrauen: daß ich schon seit einiger Zeit vom Auslande her die Naturwissenschaften wieder aufzunehmen ange-regt bin. Das liebe Deutschland hat etwas ganz eigentlich Wunderliches in seiner Art; ich habe redlich aufgepaßt: ob bei den nun seit drei Jahren eingeleiteten und durchgeführten naturwissenschaftlichen Zusammentkünften mich auch nur etwas berühre, anrühre, anrege, mich, der ich seit funfzig Jahren leidenschaftlich den Naturbetrachtungen er-gaben bin; es ist mir aber — außer gewissen Einzelheiten, die mir eigentlich doch auch nur Kenntniß gaben — nichts zu Theil geworden, keine neue Forderung ist an mich gelangt, keine neue Gabe ward mir angeboten; ich mußte daher die Interessen zum Capital schlagen und will nun sehen, wie das Summa Summarum im Auslande fruchtet.“ An andrer Stelle: „Ich bin noch auf dem alten Dornburg, vorzüglich mit botanischen Betrachtungen beschäftigt. Ein reich ausgestatteter Blumengarten, vollhängende Weingeländer, sind mir überall zur Seite

und da thut sich denn die alte wohlfundirte Liebshaft wieder hervor. Gründliche Gedanken sind ein Schatz, der im Stillen wächst und Interessen zu Interessen schlägt; daran zehr' ich denn auch gegenwärtig ohne den kleinsten Theil aufzehren zu können. Denn das echte Lebendige wächst nach, wie das Bösertige der Hydraköpfe auch nicht zu tilgen ist." — Auch an Sternberg schreibt er bald darauf aus Weimar:

„Schon war ich vorbereitet, freudige Nachricht zu geben, daß ich die zehn Wochen in Dornburg fast ganz der Naturlehre gewidmet, daß die Uebersetzung ins Französische meiner Metamorphose der Pflanzen mich zu jenen früheren Bestrebungen wieder zurückgeführt. Wie ich ferner bei dieser Gelegenheit aufmerksam beachtet, was die neuern Franzosen, besonders Herr Decandolle, in diesem Sinne gefördert haben. Dabei fügte sich's wunderbar, daß ich zwischen hoffnungsvollen Traubengeländen und reich behangenen Rebhügeln lebte und unmittelbar darauf hingewiesen ward, was man neuerlichst zur Verbesserung des Weinbaues geschrieben, vorgeschlagen und versucht, deshalb denn auch die Physiologie des Weinstocks unmittelbar in der Natur zu studiren veranlaßt ward.“ Und dies bestätigt sich in einem Briefe an Zelter: „Wenn ich meine Wandergesellen, redlich ausgestattet, fortgeschickt habe, so mögt ihr leichtsinniges Volk sie aufnehmen wie ihr könnt; ich aber werde mich alsobald nach der Natur wenden und vor allen Dingen eine französische Uebersetzung meiner Metamorphose der Pflanzen mit einigen Zuthaten zu befördern suchen. Die paar Monate in Dornburg haben die alten Anschauungen wieder aufs Anmuthigste angeregt und begünstigt.“

Zu dieser Zeit schrieb Knebel von Jena aus nach Dornburg, mit den Worten beginnend: „Ich kann unmöglich den gefeierten 28. August gar abwarten, ohne mich nach Deinem Befinden auf dem hohen Bergschloß zu erkundigen. Alle Nachrichten, die mir daher gekommen sind, sind vortheilhaft für Dein Wohlsein. Ich wünsche Dir ferner Glück und daß Du zufrieden die hohe Luft genießen mögest.“ — Goethe antwortete: „Es ist sehr wacker von Dir, mein wahrer alter Freund, daß Du mich schriftlich begrüßest, da ich freilich nicht hoffen konnte, Dich hier zu sehen. Ich habe meinen Wagen nach Hause geschickt, sonst hätt' ich Dich schon besucht; die Wege auf der Höhe sind widerwärtig fahrbar; den Berg hinunter mag man auch nicht, weil die steile Rückkehr den Pferden allzu schwierig und den Fahrenden fast ängstlich wird.“

Goethe weilte im Jahre 1828 vom 7. Juli bis 12. September auf der Dornburg. Es war dies sein längster Besuch der Felsenburg; nur noch zwei Mal vor seinem Tode, 1829 und 1830, erschien er zu flüchtigem Besuche mit einigen Fremden aus Berlin und Petersburg. —

Als ich mich dem Schloßportal näherte, trat mir der Schloßwart, der Hofgärtner Eckel, entgegen, ein kräftiger rüstiger Greis, den in seinen Jünglingsjahren Goethe ermuntert hatte, gleich seinem Vater ein „Naturkind,“ ein Gärtner zu werden. Er war dem Rathe gefolgt und hatte schon viele Jahre die Gärtnerei in dem Dornburger Schloßgarten besucht, als Goethe zu jenem längeren Besuche dort eintraf. Damals übernahm er auch die Verpflegung des alten Herrn und Dieser war sehr zufrieden mit ihm. „Damit Dir nun nichts Nothwendiges und Nützliches verborgen bleibe,“ — schreibt er an Zelter — „so muß ich Dir sagen, daß mein Tisch gut versorgt ist, durch einen sonderbaren Zufall, daß der Castellan, mein gegenwärtiger Wirth, ehemals Hoffküchenverwalter gewesen ist und seinem frühern Beruf noch immer Ehre zu machen weiß.“ Zelter erwidert darauf: „Vor allem soll noch Dein Castellan=Koch gelobt sein; ich beneide ihn, daß er Deinen Beifall hat, ohne daß ich mitessen kann.“

Geführt von diesem Biedermann, der sich das leibliche Wohl unsers Meisters hatte angelegen sein lassen, betrat ich Goethe's Wohnzimmer, welches im zweiten Stockwerke, mit drei Fenstern nach der Südseite, mit einem nach der Westseite gelegen und noch getreu erhalten ist. An dem Eckfenster liest man auf einem Täfelchen: „1828 vom 7. Juli bis 12. September verweilte hier Goethe,“ — von Goethe's eigener Hand geschriebene Worte, welche die Großfürstin Maria Paulowna unter Glas und Rahmen bringen ließ. Das Fenster nach der Westseite liegt der Zimmerthür gegenüber, die andere Fensterwand zur Linken; zwischen je zwei Fenstern befindet sich ein Spiegel und darunter ein angelehntes Spiegeltischchen. An der schmalen Fensterwand, links vom Fenster, steht der Schreibtisch, mit einem Aufsatz von drei Schiebflächen auf jeder Seite und einem oberen Schiebklaffen. Ein anderer, ganz einfacher Arbeitstisch mit flacher Tafel und verschließbarem Kasten steht an der zur Rechten liegenden Hauptwand; daneben ein mit Rück- und Seitenlehnen versehenes Polsterbänkchen, welches wohl kaum Sopha genannt werden kann; davor ein runder dreifüßiger Tisch, neben dem Ruhbänkchen in der Ecke ein Polsterstuhl.

Ich trat an ein Fenster und schaute hinaus in das Thal und hinüber zu den sanft geschwungenen Berg Höhen. Eine liebliche und

erhabene Natur, die auch Goethe recht von Herzen zu schätzen wußte, wengleich er, der im Rheinland Geborene, zuweilen die thüringer Berge „triste und kümmerliche Hügelberge“ nannte.

Der Castellan hatte mir nebst meinem Sohne einen Imbiß aufgetragen; obwohl mir nach einem erschöpfenden Marsche die Stärkung einladend, ja nothwendig erschien, so fühlte ich doch innerlich ein ehrfurchtsvolles Sträuben, das kleine Mahl in Goethe's Zimmer einzunehmen, noch mehr aber, die allein vorhandenen Geräthe, die ihm gedient hatten, dabei für mich zu gebrauchen. Während ich jedoch Bedenken hegte, hatte mein zwölfjähriges Söhnlein bereits behaglich auf Goethe's Kanapee Platz genommen und sich eine Bratenschnitte zugelegt. Da fiel mir denn beim Anblick dieses Weltkinds ein, daß der Gefeierte es einst zwischen Lavater und Bafedow ebenso gemacht und sich aller Autoritätsbedenken entschlagen habe. So setzte auch ich mich in den noch ledigen Lehnstuhl und sprach der Mahlzeit zu, während der Schloßgärtner mir Gesellschaft leistete und Manches von dem alten Herrn erzählte. Obgleich mir das Meiste aus einem Büchlein, welches er über Goethe veröffentlicht hat, bekannt war, so fesselte mich doch das lebendige Wort auf's Neue. Namentlich war es anziehend für mich, Etwas über Goethe's Lebensweise zu vernehmen und in welcher Weise der „ehemalige Hoffküchenverwalter“ den Herrn mit leiblicher Speise bedient habe. Goethe, obgleich sehr mäßig, liebte doch bekanntlich einen guten Tisch, denn die Götter wollen vor allen Dingen satt sein. Vielerlei Schüssel litt er nur der Gäste wegen, die aber keinen Tag ausblieben; auch Backwerk gestattete er nur um ihretwillen. Compots und Gemüse aß er gern und Frau von Goethe brachte den von ihm beliebten Blumenkohl, der in der Dornburger Gegend nicht zu bekommen war. Milchspeisen waren nicht nach seinem Geschmack und von Salaten genoß er nur Artischofen, die er selber mit feinem Del zubereitete. Bei Tafel wurde guter Tischwein und zwei Flaschen Champagner getrunken. Er allein genoß abends nur ein Viertel Mostelwein zu einer Franzensbrot. Um 6 Uhr — erzählte Eckell — verließ Goethe das Bett und trank sogleich Kaffee. Von 7 bis 9 Uhr dictirte er seinem Secretair John, ging dann bis zum Frühstück um 10 Uhr im Garten spazieren und dictirte darauf wieder bis um 11 Uhr, um welche Zeit sich die Besuche einfanden. Die Tafel währte von 2 bis 4 Uhr. Goethe weilte dann noch bis halb 6 Uhr im Garten, stets umherwandernd, niemals sitzend, und las dann in seinem Zimmer oder unterschrieb die dictirten Briefe. Um 9 Uhr ging er zu Bett;

er lag im tiefen und ruhigen Schlafe auf dem Rücken, die Hände außerhalb der Bettdecke auf der Brust gefaltet; in dieser unveränderten Lage fand ihn Eckell noch des Morgens.

Der alte Gärtnermann wußte auch viele Züge von Goethen's Leutseligkeit und Freigebigkeit anzuführen. Er hatte die Kinder lieb. Denn obgleich er nicht wie ein Ascet, der sich unter den Jagdhieben des Schicksals beugt, die Bibel mit dem Rücken gelesen hatte, so lebte doch das Evangelium der Liebe in seiner Brust und er hatte die Worte wohl beherzigt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Einem schlafenden Knaben, den er im Schloßgarten antraf, legte er leise, ohne ihn zu wecken, ein Geldstück in die gefalteten Hände.

So hat er auch von Dornburg aus dem deutschen Volke manch Goldstück zugetheilt, darunter drei herrliche Gedichte, welche Zeugniß geben, wie er in der alten Pfalzburg nach schwerem Schlage sich herzustellen gewußt hatte. Sie lauten:

Dem aufgehenden Vollmonde.

Dornburg, den 25. August 1828.

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betriibt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberfelig ist die Nacht.

Dornburg, September 1828.

Früh wenn Thal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumentelche bunt sich füllen;

Wenn der Aether, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankst du dann, am Blick dich weidend,
 Meiner Brust der Großen, Holden,
 Wird die Sonne, rötlich scheidend,
 Rings den Horizont vergolben.

Und wenn mich am Tag die Ferne
 Blauer Berge sehnlich zieht,
 Nachts das Uebermaß der Sterne
 Prächt'ig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
 Rühm' ich so des Menschen Loos;
 Denkt er ewig sich in's Rechte,
 Ist er ewig schön und groß!

Angedenken an das Gute
 Hält uns immer frisch bei Muth.

Angedenken an das Schöne
 Ist das Heil der Erdenföhne.

Angedenken an die Liebe
 Glücklich! wenn's lebendig bliebe.

Angedenken an das Eine
 Bleibt das Beste, was ich meine.

Als wir scheidend durch den Park gingen über die durch Treppen verbundenen, blumengeschmückten Terrassen, die sich am Rande des Felsens hinziehen, da schnitt Eckell ein paar noch vom Gewitterregen tropfende, üppig blühende Rosen von dem hohen Laubengelände und schenkte sie meinem Knaben und an der Thür des Parks drückte er mir die Hand, zu baldiger Wiederkehr „mit meiner lieben Frau“ gemahnend, als sei auch er eingedenk des schönen Wahlspruchs: die sich froh Entfernenden mit Gunst zu verabschieden.

Und froh schritt ich mit meinem herzigen kleinen Gefährten die steile schlüpfrige Felsentreppe hinab; unten an dem Schieferhofe und an dem Fensterchen vorüber, wo Zelter „vor Zeiten mochte gefessen haben.“
